

BRIEFWECHSEL MIT
THEODOR W. ADORNO
(1951–1968)

1 *Günther Anders an Theodor W. Adorno, Wien, 5.3.1951*

Lieber Herr Adorno:

vor ein paar Tagen las ich Ihren Benjamin-Aufsatz; und ich bin froh, dass Sie durch dieses Portrait das Andenken an ihn, mindestens (da ja das Andenken wohl kaum noch existiert) seine Züge aufbewahrt haben.

Ich weiß nicht, ob es Sie überrascht, diese Zeilen aus *Wien* zu bekommen. Vor 3/4 Jahren habe ich meine lectures an der New School vorübergehend abgebrochen, um meine in den letzten 15 Jahren entstandenen Schriften endlich an Verleger zu bringen, und in Wien, der Heimat meiner Frau, sind wir erst einmal gelandet. Im Moment bin ich bei der Politur des ersten Bandes meiner philosophischen Tagebücher, aus denen im nächsten «Merkur» ein Vorabdruck erscheint. – Meine kleine Schrift «Kafka – pro und contra» kommt in Kürze bei Beck in München heraus; Beck wird Ihnen ein Exemplar zu senden.

Eigentlich müsste ich, da bisher nur ein Bruchteil meiner Arbeiten abgesetzt werden konnte, meinen Europa Aufenthalt ausdehnen. Wie sich das freilich in Wien arrangieren lassen sollte, ist noch nicht klar. Das an sich Nächstliegende, Tätigkeit an der Universität, ist hier nicht möglich. – Natürlich bin ich sehr daran interessiert, herauszufinden, wie die akademischen Verhältnisse drüben liegen; wenn Sie mir gelegentlich ein paar informatorische Worte schicken könnten, wäre ich Ihnen sehr dankbar.

Kann man einmal Ihren musikphilosophischen Band sehen? Hier gibt es ihn sowenig wie die meisten in Deutschland erschei-

nenden Bücher. Durch das Buchhändlerbörsenblatt weiß man immerhin laufend, was man versäumt ... was hier übrigens bereits als das Optimum an Belesenheit gilt.

Mit herzlichen Grüßen auch an Ihre Frau

Ihr

Günther Stern

2 *Günther Anders an Theodor W. Adorno, Wien, 1.2.1960*

Lieber Herr Adorno,

Ich übersende Ihnen beiliegend die Kopien eines Briefwechsels mit dem Fischer Verlag, der Sie vielleicht interessieren wird. Die Veröffentlichung des Buches von Frau Mahler zu verhindern, ist natürlich unmöglich, auf jeden Fall ist es zu spät dafür. Aber ich glaube, dass, wenn von mehreren Stellen aus ein gewisser moralischer Druck ausgeübt wird, die Chance besteht, die deutschsprachige Ausgabe noch erheblich zu purifizieren. Ich könnte mir vorstellen, dass auch Sie das für geboten halten.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

Günther Anders

Kopien auch an Ratz und Krenek.

[Vgl. Adornos nicht abgeschicktes Antwortschreiben, Dokument I, S. 88.]

2a *Beilage (Kopie): Günther Anders an Rudolf Hirsch*
(S. Fischer Verlag), Wien, 26.1.1960

Lieber Herr Hirsch,

Diese Zeilen sind von Sorge diktiert. Von der folgenden:

Vor einigen Wochen las ich den im Spiegel veröffentlichten Bericht über das autobiographische Buch von Alma Mahler, und ich war aufs tiefste erschreckt durch die kaum erklärbare Hemmungslosigkeit, mit der Alma Mahler die intimsten physischen Details ihres Privatlebens auftischt.

Gestern war nun Frau Helene Berg, Alban Bergs Witwe, bei uns, und auch sie hatte den Spiegel-Artikel gelesen. In der Tat war sie noch fassungsloser als ich, denn schließlich war sie ja (oder ist sie ja) eine intime Freundin von Frau Mahler. In den hiesigen Musikkreisen entwickelt sich jetzt schon so etwas wie eine indignierte Flüstercampagne gegen die Schamlosigkeit des Buches; diejenigen, die sich mühselig dafür eingesetzt hatten, den Respekt vor der Größe Mahlers nach 1945 wieder lebendig zu machen, befürchten einen Rückschlag. Denn das Buch könnte ja vielleicht von Bösartigen, nicht zuletzt auch von Antisemiten, als Fundgrube benutzt werden.

Vermutlich kommen diese Zeilen zu spät. Erst Helene Berg erzählte mir, dass die deutsche Ausgabe bei Ihnen vorbereitet werde. Aber mein Brief wäre nicht vergeblich, wenn er Sie noch dazu veranlassen könnte, mindestens die schamlosesten und blamabelsten Passagen (wie über das Bettnässen Werfels oder über dessen wiedererwachte Sexualität) noch einmal durchzusehen.

Möglich, dass der Spiegel, dessen Muse ja «Schadenfreude» heißt, eine Blütenlese der schlimmsten Stellen geliefert hat; dass also das Buch als ganzes vielleicht etwas weniger schamlos wirken wird. Hoffentlich. Aber selbst dann schiene mir eine gewisse Revision noch immer empfehlenswert.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

Günther Anders

2b *Beilage (Kopie): Rudolf Hirsch (S. Fischer Verlag)
an Günther Anders, Frankfurt am Main, 29.1.1960*

Sehr geehrter Herr Anders,

Ich danke Ihnen für Ihr Schreiben vom 26.1. und teile weitgehend Ihre Besorgnis. Zwar war der Spiegel-Artikel ein teuflisches Elaborat, aber in dem Buch stehen Dinge, die jeden Menschen, der nicht die Unmoral schlecken will, schockieren. Wir haben infolgedessen davon abgesehen, eine Übersetzung der von Ashton redigierten Ausgabe zu bringen, sondern haben Willi Haas mit einer deutschen Edition beauftragt. Dadurch wird vieles zu Fall kommen, aber wie Sie sich denken können, und wie ich hier nicht begründen muss, mit einer gewissen Parteilichkeit gearbeitet.

Natürlich habe ich dafür gesorgt, dass Dinge wie die von Ihnen zitierte Anlage Werfels nicht angedeutet werden. Aber auf anderes, was ich nicht verteidigen konnte, legt Alma großen Wert. Ich tröste mich damit, dass, wenn wir es nicht machten, ein anderer Verlag vielleicht gleichgültiger handelnd, gerade auf Grund der bedenklichen Stellen, daraus ein Geschäft machen würde.

Greuliche Dinge standen über Alban Bergs Schwester im Manuskript der Alma und auch über ihn etwas Unmögliches. Dieses alles habe ich eliminiert, aber steinigen Sie mich bitte nicht, wenn anderes vorkommt, das Sie erschrecken wird. Eigentlich dürfte nur der Titel bleiben und der ist von Wilder. Auch Mahlers Andenken wird geschändet.

Mit aufrichtig herzlichem Gruß

Ihr

Rudolf Hirsch

3 *Theodor W. Adorno an Günther Anders,
Frankfurt am Main, 9.2.1960*

Lieber Herr Anders,
schönsten Dank für Ihren Brief und die Korrespondenz mit Dr. Hirsch. Unabhängig von Ihnen hatte ich in den letzten Wochen verschiedentlich mit ihm über die Angelegenheit gesprochen, und sie ist ihm natürlich ebenso peinlich wie Ihnen und mir.

Nicht Werfels wegen. Ich muss gestehen, dass ich zwischen seiner Prosa und dem Bettnässen, das ihm seine Gemahlin attestiert, nur schwer zu unterscheiden vermag. Auch ist mir gerade in den letzten Wochen von ihm ein Manuskript in die Hände gekommen – ich habe es Frau Berg gezeigt –, das so widerwärtig und scheußlich reaktionär ist, als ob es von Melichar stammte. Er hat seine Alma verdient, und ich will mich nicht zu seinem Retter aufwerfen.

Ganz anders verhält es sich natürlich mit Mahler, und da teile ich Ihre Empfindung. Nur widerstrebt es mir, mich in eine Front von Kulturrettern einzureihen. Ob die bürgerliche Entrüstung über die Indiskretionen des aus allen Pantinen gekippten Vitalphänomens oder es selbst mir fremder ist, fällt schwer zu sagen. Die Chocks, die sie austeilt, passen am Ende doch besser zum wahren Mahler als der Enthusiasmus der kosmischen Phrase. Gern will ich über die Angelegenheit mit Hirsch noch einmal reden, auf keinen Fall aber mich an öffentlichen Protesten beteiligen. Schließlich sind es ihre Bettangelegenheiten, und mit diesen möchte ich mich nicht einmal als Abwehrender befassen. Ich für mein Teil glaube für Mahler das Bessere zu tun, wenn ich versuche, etwas einigermaßen Menschenwürdiges über ihn zu schreiben, und dabei bin ich gerade. Übrigens muss ich der Frau Mahler attestieren, dass sie in einer bestimmten Angelegenheit – dem Plan einer Versteigerung des ihr geschenkten Wozzeck-Particells – sich Frau Berg gegenüber unerwartet generös und nett benommen hat.

Obwohl ich selbst auch einmal ein Opfer ihres Tratschs geworden bin, in der Angelegenheit Schönberg – Thomas Mann,

trage ich ihr alle diese Greuel viel weniger nach, als dass sie im entscheidenden Augenblick von Bergs Krankheit nicht zugegen war und nicht dafür gesorgt hat, dass er die beste medizinische Pflege empfangt. Wäre das geschehen, so hätte man ihn, nach meiner tiefsten Überzeugung, retten können. Dass sie das versäumte, soll sie mit ihrem Gewissen ausmachen; das jedoch entzieht sich jeder Kontroverse.

Mit den freundlichsten Grüßen

Ihr

Adorno

4 *Günther Anders an Theodor W. Adorno, Wien,*
11.2.1960

Lieber Herr Adorno,

Besten Dank für Ihre Zeilen. Ich war froh, zu erfahren, dass Sie schon vor mir im gleichen Sinne mit Herrn Hirsch gesprochen hatten. Ihre Bemerkung über «öffentlichen Protest» verstehe ich nicht ganz. Sollte ich das vorgeschlagen haben? Offenbar habe ich mich undeutlich ausgedrückt.

Werfel: Auch mir liegt nichts ferner als Sympathie. Im Jahre 31 oder 32, als ich für den Berliner Börsenkurier schrieb, erschien von W. eine angeblich politische Brochure, die mit der ingenieusen Behauptung begann, es sei «kein Zufall, dass Skepsis sich auf Sepsis reimt»; worauf ich einen septischen Hohnartikel schrieb; und seine Bernadette im Wunderland hat mich nun auch nicht gerade werfelfrommer gemacht. Aber mir scheint, dass einem die Chance anständigen Hohns aus der Hand geschlagen wird, wenn vorher der Welt Blasenschwäche als ein Hohnmotiv geliefert wird. Aus diesem Grunde bin ich auch gegen die Publizierung werfelschen Bettnässens.

Über die Indignation wegen Mahler erübrigen sich ja die Worte.

Freilich berühren Ihre Schlusszeilen über A.M. und Bergs

Tod – davon hatte ich nichts gewusst – etwas so Furchtbares, dass das Bettnbuch daneben unwichtig wird.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

Günther Anders

5 *Theodor W. Adorno an Günther Anders,
Frankfurt am Main, 6.9.1962*

Lieber Anders,

neulich las ich durch puren Zufall, dass es eine Arbeit von Ihnen über die Pseudokonkretheit Heideggers gibt. Ich selbst bin im Augenblick mit einem Text über das befasst, was ich den Jargon der Eigentlichkeit genannt habe, und in dem, wie es die Sache mit sich bringt, Pseudokonkretheit eine wesentliche Kategorie ist.

Selbstverständlich möchte ich Sie dabei gern zitieren; abgesehen von dieser schönen Sitte aber wäre es für mich sachlich wichtig, Ihren Text möglichst bald kennenzulernen. Ich wäre Ihnen darum sehr dankbar, wenn Sie mir den genauen Titel und den Publikationsort mitteilen wollten. Und wenn Sie gar ein Separatum zur Verfügung hätten – Gott vergelt's.

In Sils Maria müssen wir einander gerade verfehlt haben; wir sind in den letzten Julitagen dort eingetroffen und waren volle fünf Wochen dort, vom schönsten Wetter begünstigt. Dass Sie nicht die Chasté umkreist haben, kann ich mir vorstellen, dass man sich aber schlechterdings nicht sollte getroffen haben, wenn Sie noch dort gewesen wären, ist doch wohl sehr unwahrscheinlich. Mir hatte Plessner vor meiner Abreise von Ihrer Anwesenheit geschrieben.

Vielleicht ist Ihnen von meinen letzten Säckelchen einiges unter die Augen gekommen, etwa der sehr exponierte Strawinsky im FORUM oder die Dialektik des Engagements in der Neuen Rundschau.

Es ist schade, dass wir gegenseitig unsere Publikationen nur so

desultorisch zu sehen bekommen. Vielleicht lässt sich da bald einmal ein Wandel schaffen.

Ihnen und Ihrer Frau die schönsten Grüße von
Ihrem alten
Adorno

6 *Günther Anders an Theodor W. Adorno, Wien,*
10.9.1962

Lieber Herr Adorno,

Sonderbare Koinzidenz: Gestern hatte ich nach Anhören der Rückert-Lieder wieder in Ihrem Mahler gelesen, und heute kam Ihr Brief. – Wir sind von Sils schon in der letzten Juli Woche fortgefahren, die zu hohe Höhe war doch nicht das Rechte für mich gewesen. Schade, dass wir so aneinander vorbeigefahren sind.

Ja, die «Pseudo-Concreteness» kann ich Ihnen zuschicken. Ich habe keine Ahnung mehr, was darin steht, und ob ich das Geschriebene heute noch unterschreiben würde. Das einzige was ich noch weiß, ist das Pseudo-English, in dem der Text abgefasst war.

Ja, den Strawinsky habe ich gelesen. Ähnliche Analysen, die gleichzeitig ins konkreteste Detail und ins Generelle hineinreichen, sind mir einfach unbekannt. Aber Ihren Aufsatz in der NR habe ich noch nicht gesehen. Ich komme, da meine Eatherly-Aktion unendlich viel nichttheoretische Arbeit erfordert, kaum mehr zum Lesen. – Von mir ist in der letzten Zeit nur eine kleine Analyse des Emigrationsdaseins, bzw. deren erste Hälfte, im Merkur erschienen. Ich hoffe, im nächsten Jahr wieder mit etwas dem Umfang nach Seriöserem herauszukommen.

Mit herzlichen Grüßen, auch an Ihre Frau
Ihr
Günter Anders

7 *Theodor W. Adorno an Günther Anders,
Frankfurt am Main, 13.9.1962*

Lieber Herr Anders,
schönsten Dank für Ihre Zeilen und den Aufsatz. Ich werde ihn aufs sorgfältigste daraufhin durchsehen, ob er mit meinem eigenen, einstweilen noch arg chaotischen Entwurf sich berührt. Existiert im übrigen eine deutsche Fassung? Mir wird die Insuffizienz der englischen Versionen meiner eigenen Sachen immer fühlbarer. Die amerikanische Astrologiearbeit «The Stars Down to Earth» findet sich jetzt auf deutsch in den «Sociologica II», dem Essayband, den Horkheimer und ich zusammen herausbrachten, und den Sie vielleicht sahen – wenn nicht, will ich ihn Ihnen gern schicken lassen. Einen einigermaßen vertretbaren deutschen Text aus dem Amerikanischen zu machen, hat mich ein vollkommen disproportionaler Maß an Arbeit gekostet, ohne dass das Resultat mich ganz befriedigte. Ich könnte mir vorstellen, dass es Ihnen ähnlich ergeht.

Herzlichste Grüße an Sie beide, auch von Gretel,
stets Ihr
Adorno

8 *Günther Anders an Theodor W. Adorno, Wien,
18.6.1963*

Lieber Adorno,
Haben Sie herzlichsten Dank für den Korrepetitor, der heute ankam, und in dem ich bereits viel gelesen habe. Immer wieder stehe ich mit Staunen vor Ihren Analysen, in denen das Philosophische bis in die letzten handwerklichen Schnörkel hineinreicht und sich gerade im Konkretesten bewährt. Beim Lesen des ersten Kapitels habe ich viel gelacht, und es war rührend, Wiedersehen zu feiern mit einem winzigen Beitrag von ehemals, den ich längst vergessen hatte.

Ganz konnte ich freilich dieses Zitats nicht froh werden, da ich

leider gestern Abend erfuhr, dass Sie wiederholt über mich aufs Verächtlichste gesprochen haben. Alltäglich ist diese Kombination von Zitieren und Verachten gewiss nicht, aber erfreulich auch nicht.

Schade!

Ihr

Günther Anders

9 *Theodor W. Adorno an Günther Anders,
Frankfurt am Main, 24.6.1963*

Lieber Anders,

schönsten Dank für Ihren Brief, quand même. Sie haben an meinem neuen – der Entstehung nach übrigens schon Jahre zurückliegenden – Buch das mir Entscheidende herausgehoben, das Philosophische, das ich nicht in der Distanz vom Sachhaltigen, sondern gerade in der schrankenlosen Nähe dazu suche – eine Intention, in der ich mich wohl als Schüler Benjamins fühlen darf.

Was ist das für ein Wienerischer Tratsch, der sich da zwischen uns drängt. Dass ich je, irgendwo, «verächtlich» von Ihnen soll gesprochen haben, ist der purste Unsinn, und wäre etwas daran, so hätte ich Ihnen gewiss mein Buch nicht geschickt. Wahr ist, dass ich in Wien mich über Sie geärgert habe, und das auch offen ausdrückte. Ihr Protest gegen die Fernseherei an jenem Abend konnte doch nur eine Diskussion beeinträchtigen und von der Sache abziehen, in der ich immerhin glaubte, einiges zu sagen, was sicher nicht an sich wichtig war, aber doch dadurch es werden mochte, dass es gesagt wurde; und insofern fand ich Ihre Aktion auch gegen mich gerichtet. Weiter hat mich auch Ihr Verhalten Gehlen gegenüber verdrossen, der mich in aller Unschuld, und mit offensichtlicher Freude, auf Sie aufmerksam machte, und auf dessen Hinweis ich Sie begrüßte, so dass der Affront, den Sie ihm bereiteten, auch mich betraf. Hat man sich einmal, wie Sie und ich, entschlossen, zurückzukommen, so scheint es mir nicht möglich, die Haltung der privaten Intransigenz unge-

mindert einzunehmen und womöglich einen Stolz vor Königsthronen zu zeigen, wo keine sind. Ich geniere mich nicht, Ihnen zu sagen, dass ich mit jemandem wie Gehlen, bei dem alles aus einer radikalen Verdüsterung entspringt, weit besser und ernster reden kann als mit zahllosen Menschen des mittleren Fortschritts. Gerade darin, denke ich, sollten wir doch einig sein.

Was uns immer wieder trennt, ist ein gewisser Gestus von Aggressivität bei Ihnen, das Wort im weitesten Sinn verstanden – etwas von «Angeberei», was mich um so mehr befremdet, als man, wenn man seine kritischen Gedanken zu objektivieren vermag, doch gar nicht darauf angewiesen ist, sie in ein solches Auftrumpfen umzusetzen. Mein Naturell ist darin ganz verschieden, ohne dass Sie mir doch deshalb vermutlich ein höheres Maß an Konformismus in der Sache nachsagen könnten. Bestünde diese Differenz nicht, so könnten die wirklich sehr weitreichenden Übereinstimmungen viel fruchtbarer werden. Es ist nicht meine Art, Rechnungen aufzumachen, aber wenn es schon ums Private geht, so hätte ich mehr Grund gekränkt zu sein als Sie, so etwa noch wegen des maßlos gönnerhaften Tones, in dem Sie mir damals schrieben, als ich die Benjamin-Ausgabe herausbrachte.

Aber ich bin, glauben Sie mir, *nicht* gekränkt, sondern höchstens einmal verärgert, und dann sage ich das. Vielleicht helfen meine Worte, die Atmosphäre zwischen uns zu klären, die freilich noch durch ein Letztes belastet wird, das nie zwischen uns zur Sprache kam: dass Sie nämlich einmal Benjamin als Kaffeehausliteraten bezeichneten, zu einer Zeit, da Sie Herrn Heidegger für einen Philosophen hielten. Aber darüber sollten wir einmal reden. Ich, für meinen Teil, habe es bedauert, dass es in Wien nicht dazu kam, obwohl ich Sie gebeten habe, noch mit ins «Athen» zu kommen. Allerdings war das dann eine solche Massenveranstaltung, dass man ernsthaft nicht sich hätte unterhalten können, aber es wäre doch die Möglichkeit gewesen, etwas zu vereinbaren.

Haben Sie die «Eingriffe» gesehen? Wenn nicht, werde ich veranlassen, dass Sie sie geschickt bekommen.

Schönste Grüße an Ihre Frau –

stets Ihr alter

Adorno

10 *Günther Anders an Theodor W. Adorno, Wien,*
30.6.1963

Lieber Adorno,

Schönen Dank für Ihren Brief. Es ist vielleicht wirklich gut, dass wir einmal die hot potatoes ausgraben. Wenn ich Ihnen nicht gleich mit gleicher Ausführlichkeit und Offenheit antworte, so einfach deshalb, weil ich so bis über die Ohren mit Erledigung akutester Dinge (Murer-Prozess etc.) beschäftigt bin, dass ich mich nicht umkonzentrieren kann. So bald ich eine Stunde Zeit habe, werde ich einen wirklichen Antwortbrief schreiben, der freilich auch nicht nur Erfreuliches enthalten wird.

Bis dahin schönste Grüße

Ihr

Günther Anders

11 *Günther Anders an Theodor W. Adorno, Wien,*
27.8.1963

Lieber Adorno,

Nun endlich komme ich dazu, auf Ihren vor zwei Monaten geschriebenen Brief zu antworten. Ich bedauere diese abscheuliche Verzögerung. Aber ich hatte keine Lust, den Brief an Sie zwischen hundert anderen herunterzudiktieren. Erst heute finde ich die Muße für einen wirklichen Brief.

Ja, vielleicht ist es gut, dass ein paar bisher nie berührte Dinge einmal ausgesprochen werden – in unserer nun schon über Jahrzehnte ausgedehnten Bekanntschaft hat sich ja eigentlich niemals die Gelegenheit zu einem wirklich unbefangenen Gespräch ergeben. Die Bedenken haben wohl, obwohl die Affinität Ihrer und meiner Produktion (und nicht nur in den Augen Dritter) seit langem immer evidenten wird, auf beiden Seiten bestanden. Sie haben Ihre Bedenken formuliert. Lassen Sie mich nun meine aussprechen. Auf die Gefahr hin, dass sich dadurch die Spannung

noch etwas verschärft. Aber vielleicht kommt es dadurch zu einem heilsamen Platzen.

Meine Hemmungen Ihnen gegenüber hatten und haben mehrere Ursachen, von denen sich freilich die meisten auf einen Generalnenner bringen lassen. Was mir die Beziehung zu Ihnen unmöglich machte, war Ihr Monokratismus. Als monokratisch hatte ich, als ich, long ago, nach Frankfurt kam, um mich zu habilitieren, Ihre Attitüde gegenüber meinem Plan und Ihre Schritte gegen diesen empfunden. Und dieser Eindruck, mit dem unsere persönliche Bekanntschaft begann, der ist nicht nur nicht schwächer geworden: denn zuweilen hatte ich geradezu den Eindruck von Terrorismus. Über die letzten zwei Jahrzehnte, in denen ich Sie ja kaum gesehen habe, kann ich nichts sagen. Aber davor hatten Sie, trotz Ihrer betonten Höflichkeit und trotz Ihres betont bürgerlichen Auftretens, etwas sonderbar Drängendes an sich, im Gespräch konnte man sich physisch cornered fühlen, und in der Tat kam es vor, dass sich der Gesprächspartner, langsam zurücktretend, verblüfft in einer Zimmerecke, wie in einer Mausefalle, vorfand. Denkbar, dass sich Menschen durch diese Behandlung erniedrigt vorkamen und sogar das Gefühl hatten, Sie beabsichtigten diesen Eindruck. Nun, ich persönlich hatte darunter wahrhaftig kaum zu leiden, wir haben einander ja nur sehr gelegentlich getroffen, und ich war ja nie in einer Lage, in der ich direkt von Ihnen abgehängt hätte. Aber ein paar nicht ganz erfreuliche incidents hat es doch auch im Verkehr mit mir gegeben. Z. B. in Amerika, wo ich zuweilen im Institutskreis wie ein gerade noch Tolerierter behandelt wurde. Als kränkend, nein geradezu als Bruch einer als selbstverständlich erwarteten Solidarität empfand ich aber Ihr Benehmen, als ich nach der Remigration zum ersten Male wieder nach Frankfurt kam um Sie, den anderen Remigranten, zu begrüßen; Sie mich aber wie einen lästigen Bittsteller durch Ihre Sekretärin mit den Worten abfertigen ließen, Herr Professor habe wirklich keine Zeit.

Damit, durch das Wort «Professor», bin ich bei einer anderen Ursache meiner Schwierigkeit Ihnen gegenüber. Es ist mir nämlich unbegreiflich, wie es möglich ist, auf der einen Seite als philosophischer Autor im prägnantesten Sinne ein Avantgardist

zu sein; auf der anderen Seite aber eine offizielle Stellung zu bekleiden, und sich von denjenigen, denen man durch das, was man schreibt, die Achtung versagt, ehren zu lassen. Mir scheint, man kann nicht als ein Professor Nietzsche leben oder als ein surrealistischer Geheimrat. Etwas von dieser Kreuzung haben Sie aber in meinen Augen an sich. Solche Doppelexistenz muss sich, glaube ich, rächen. Ein Revolutionär – und als Theoretiker sind Sie das natürlich –, der sich durch seine Stellung selbst seine Hände bindet, der erregt Misstrauen.

So war in manchen Augenblicken, in denen die politischen potatoes besonders heiß wurden (atomare Situation, Notstandsgesetz etc.) das Stummbleiben Ihrer Stimme einfach beklemmend. Soweit es mir bekannt ist, haben Sie zu derartigen issues niemals öffentlich Stellung genommen. Es ist schwer, sich des Eindrucks zu erwehren, dass Sie sich, anerkannt als offiziell zugelassener Papst der Radikalität, in der ominösen und jämmerlichen Deutschen Bundesrepublik doch irgendwie häuslich eingerichtet haben. – Andererseits gerät man durch diese Aktionsaskese leicht in die Versuchung, sich an seinem Publikum zu rächen. Sie wissen, dass ich stilistisch nicht ganz unempfindlich bin. Und ich glaube, diesen Ton der Rache, der Verachtung, der Vergewaltigung in Ihrem Stil zu spüren. So missgönnen Sie z. B. Ihren Lesern durch die Fermatelosigkeit Ihrer Texte, durch grundsätzliche Vermeidung von neuen Absätzen, das Atemholen; Sie drängen ihn weiter, obwohl er bei der (sachlich legitimen) Schwierigkeit Ihrer Gedankengänge eigentlich im Schneckentempo kriechen müsste. Sie ziehen ihn in Korridore hinein, die ihm, da er über Ihren Durchblick nicht verfügt, labyrinthisch erscheinen müssen (was sie in Wahrheit garnicht sind, es sei denn, sie bilden einen labyrinthischen Zusammenhang ab) – kurz: Oft habe ich dabei den Eindruck: dieser Stil stellt eine Art von Racheaktion dar. Da Sie auf politische Aktion oder Teilnahme an wirklicher politischer Opposition verzichten, versuchen Sie, mit sprachlichen Mitteln etwas Aktionsähnliches zu erzeugen, mindestens dem Leser etwas anzutun. – Der Zusammenhang mit dem «Terrorismus», von dem ich vorhin sprach, ist klar. Denn zugleich scheinen Sie Ihre Leser dafür strafen zu wollen, dass sie Ihnen stets unter-

legen, also grundsätzlich die falschen Leser sind. Literarischer Sadismus. In meinem Molussienbuche kommt ein fiktiver Autor vor, der, freilich auf eine ungewöhnliche Weise, nach seinem Leser schielt: der nämlich die Borniertheit seiner Leser stets miteinkalkuliert und pausenlos darauf achtet, um Gottes Willen keinen Augenblick lang nicht rücksichtslos gegen diesen zu sein. – Ich könnte mir vorstellen, dass Sie für Menschen, die Ihnen geistig ebenbürtig wären, die Sie lieben oder denen Sie anhängen, viel einfacher schreiben würden als für die delphinos. –

Ich sagte, man habe den Eindruck, dass Sie sich irgendwie in der Bundesrepublik häuslich eingerichtet hätten. Dass ich das behutsam formulieren muss, ist mir klar. Denn Ihre wichtigen Untersuchungen über den Antisemitismus, auch den noch heute bestehenden, sind mir nicht unbekannt. Aber der Burgfriede, den Sie da mit *Gehlen* geschlossen zu haben scheinen, der macht mich doch stutzig. Gewiss, dass alles bei ihm der Verdüsterung entspringt, das gebe ich zu. Und dass er, was Denklust, Denkkraft und Geschmack betrifft, dem, wie Sie sagen «mittleren Fortschritts»-Vieh, das ununterbrochen «fördert», und dessen blökend guter Wille mich genau so zur Raserei treibt wie Sie, turmhoch überlegen ist, darüber gibt es gar keinen Zweifel. Aber seit wann ist Verdüsterung ein Verdienst, seit wann bringt Denkkraft oder Geschmack Schuld zum Verschwinden? Nein, mein nun dreizehnjähriges Zurücksein kann mich nicht dazu verleiten, die Intransigenz aufzugeben, und mich nicht dazu veranlassen, mit noch so philosophischen Männern zu sprechen, wenn sie, wie Gehlen, als Erwachsene den Nazismus lauthals mitgemacht haben. Mit Heidegger würden Sie sich ja auch nicht zusammensetzen. (Sie wissen, dass G. wegen seiner nazistischen Vergangenheit noch nicht einmal an die Wiener Universität zurückkann, obwohl an dieser schwarz gewordene Braune besonders beliebt sind.) Nein, den Burgfrieden kann ich nicht mitmachen, da reduziere ich lieber den Kreis derer, mit denen ich verkehre, im Notfall auf zero; faktisch auf die paar absolut Vertrauenswürdigen und auf die Jüngeren, die die Chance hatten, sich noch nicht besudeln zu können.

Dass ich aber *Sie*, Adorno (und damit komme ich nun zu ihren

Vorwürfen) durch den Korb, den ich Gehlen gab, mitbrüskiert hätte, das bleibt mit unverständlich. Sie begründen das mit der Tatsache, dass Gehlen Sie «in aller Unschuld» auf mich aufmerksam gemacht habe, Sie mich also durch ihn angesprochen hätten. Möglich, dass er in diesem Falle einmal unschuldig war. Aber Scherz beiseite. Dass *er* mich Ihnen zeigte, das war doch schließlich ein purer Zufall, er hatte mich eben gesehen, bevor Sie mich sahen, aber zwei Minuten später hätten Sie mich doch auch ohne seine Hilfe erkannt, oder ich Sie, und wir hätten einander begrüßt. Sie sprechen da von «Aggressivität» (obwohl ich mich auf bloße Abwehr beschränkte) – und diese «Aggressivität» nennen Sie wiederum «Angeberei» und «Auftrumpfen». Ich akzeptiere diese Wörter. Anzugeben und aufzutumpfen scheint mir, wenn Sie darunter die Demonstration der Distanzierung verstehen, einfach geboten. Da die Nachhitler-Welt so tut, als wäre nichts gewesen, muss, so scheint mir, das «*Es ist* gewesen und ist deshalb auch heute noch» von uns ausdrücklich betont werden. Ich persönlich fühle mich jedenfalls außerstande, einem Manne, der sich von unsereins auf himmelschreiende Weise «distanziert» hatte, nun als Kongress-chum die Hand zu schütteln und mit ihm uns gemeinsam interessierende kulturkritische small-talk-Neuigkeiten auszutauschen. – Sie haben recht: «Unser Naturell ist darin ganz verschieden»: denn ich riskiere Schritte, die wie mangelnde Kinderstube oder jugendbewegt aussehen mögen; aber ich bin alt genug, um zu wissen, dass es kein zu hoher Preis ist, wenn man seine Unnachgiebigkeit mit der (auch mir nicht gerade angenehmen) jugendbewegten Direktheit bezahlt.

Nun finden Sie, dass ich puberales Benehmen (das Wort verwenden Sie freilich nicht) auch während der Fernseherei an den Tag gelegt hätte. Das sehen Sie schief, Adorno. Was das Publikum, das im engsten Raum angeblendet und angeheizt wurde, auszustehen hatte, das war so, dass niemand mehr zuhören konnte. Wenn ich protestierend den Raum verließ, so auch deshalb, weil ich seit meinem Tropenaufenthalt die direkte Hitze nicht mehr ertrage. Die Hauptsache freilich war, dass es mich empörte, als unbezahlter Statist für das Fernsehen missbraucht zu werden; und zuzusehen, wie die Diskussion, die ja schließlich

die Hauptsache war, nur zum Vorwand ihrer Reproduktion gemacht wurde. Dazu kam – das können Sie nicht wissen – dass sich bei einer Lesung Dérys, ein paar Tage vorher im selben Saal das gleiche Theater abgespielt hatte, und dass man die Kurbelritzen hatte entfernen müssen, weil der alte Déry von den ihn blendenden Teufeln so umtanzt wurde, dass er nicht lesen, und wir ihn nicht sehen oder hören konnten. Warum sollten wir uns von denen, die wir bekämpfen, stur vergewaltigen lassen?

Dass aber – denn auch hier beziehen Sie mein Benehmen auf sich – mein Protest auch gegen Sie gerichtet gewesen sein soll, das verstehe ich nicht. Worauf es mir ankam, war ja schließlich, die Diskussion im Vordergrund zu halten; und wer mit Recht im Vordergrund der Diskussion stand, das brauche ich Ihnen ja nicht zu erzählen. –

Es bleiben noch ein paar Punkte Ihres Briefes. Sie bezeichnen es als Tratsch, dass Sie verächtlich über mich gesprochen hätten. Was soll ich da tun? Zwei Aussagende stehen sich da gegenüber, und da ich weder dem einen noch dem anderen misstrauen kann, muss ich diese Sache wohl einfach ad acta legen.

Und nun schließlich Ihr letzter Punkt, der so archaisch ist wie meine Bemerkung über die frühe Frankfurter Zeit. Ich hätte Walter Benjamin als einen Caféhausliteraten bezeichnet? Das scheint mir, obwohl ich nach so langer Zeit natürlich nichts Bestimmtes aussagen kann, absolut unmöglich. Denkbar, dass der Ausdruck in einem anderen Sinne gefallen ist. In gewissen Hamburger Universitätskreisen, in denen andere als Universitätsphilosophie nicht vorstellbar war, wurde Walter nämlich so klassifiziert. Davon habe ich Ihnen vielleicht in Frankfurt erzählt. Eine andere Erklärung wüsste ich nicht. Sie wissen ja wahrscheinlich, dass Walter und ich uns in der Pariser Zeit vor 36 (in früheren Jahren hatten wir uns nur selten gesehen) angefreundet haben; dass er mir stilistisch enorm geholfen hat; wir haben sogar etwas zusammen gearbeitet (über Übersetzung). Und seine Existenz ist für mich von größter Bedeutung gewesen und geblieben. Die zwei Bände philosophischer Tagebücher, die ich demnächst herausbringen will, sind ihm sogar gewidmet. Dass das alles mit «Caféhausliterat» nicht gut zusammenpasst, werden Sie wohl zugeben.

Da muss wirklich ein Missverständnis vorliegen. – Was schließlich den «maßlos gönnerhaften Brief» betrifft, den ich Ihnen nach Herausgabe der Werke Benjamins geschrieben haben soll, da muss ich Ihnen einfach glauben, denn daran erinnere ich mich überhaupt nicht. Da ich Begünstigtwerden genau so unausstehlich und beleidigend finde wie Sie, glaube ich auch niemals begünstigt zu haben. Falls zufällig mein damaliger Brief noch existieren sollte, würde es mich interessieren, ihn zu sehen.

*

Mein Schreiben ist reichlich lang geworden. Vielleicht kann immerhin dieser Umfang Ihnen beweisen, wie wenig gleichgültig mir Ihre Existenz ist; und wie tief ich es bedauere, dass die Verwandtschaft, die zwischen Ihren und meinen Arbeiten besteht, eine andere Beziehung nicht hat nach sich ziehen können.

Mit den besten Wünschen für Sie und Ihre Produktion
Ihr alter (und langsam wirklich alter)
Günther Anders

P. S. Noch einmal die Frankfurt-Situation vor 30 Jahren. – Nachträglich ist da heute manches begreiflicher. Nämlich dass meine De-Heideggerisierung (obwohl die schroffe persönliche Abwendung von H. schon Jahre zurücklag) noch nicht restlos abgeklungen war; dass Sie die Vokabelreste, die mir noch anhängen, nicht als Restfetzen erkannten, sondern als ominöse Abzeichen betrachteten. Dazu kam, dass ich damals ausgerechnet über philosophische Musikprobleme schrieb – was Ihnen natürlich als ein Einbruch in Ihre persönlichste Domäne vorkommen musste. – Was Musikphilosophie betrifft, so würde ich heute übrigens Ihren Monopolanspruch als völlig rechtmäßig anerkennen (so wie meinen für Bildinterpretation). Ich gelte sogar, wie komisch das auch sub specie der zwischen uns bestehenden Spannung sein mag, bei Musikern, denen Sie unbequem sind, und bei Musikologen, die sich auf bloße Skelettzeichnungen beschränken, als unverbesserlicher Adornist. Was einem, was zweien, nicht alles passieren kann!

A.

12 *Günther Anders an Theodor W. Adorno, Wien,
8.10.1963*

Lieber Adorno,

Besten Dank für die neue Zusendung und congratulations zu dieser reichen Ernte. Ich bin nicht ganz sicher ob ich Ihre inscription richtig lese, ich glaube zu lesen: «en attendant». Wenn das die richtige Lesart ist, dann verstehe ich sie nicht, denn Ihr Warten könnte doch wohl nur einen Antwortbrief von mir zum Gegenstand haben. Und diesen ziemlich umfangreichen Brief habe ich Ihnen ja vor über einem Monat zugesandt. Bitte teilen Sie mir doch mit, ob dieser Brief verlorengegangen ist. Eine Kopie existiert, die trotz des Reproduktionszeitalters genauso gut ist wie das Original.

En attendant de ma part.

Ihr Alter

Günther Anders

13 *Theodor W. Adorno an Günther Anders,
Frankfurt am Main, 14.10.1963*

Lieber Anders,

Ihren ausführlichen Brief habe ich richtig erhalten, und das «En attendant» in meinem Hegelbüchlein sollte einfach, wie es diese beiden Worte als stehende Wendung bezeichnen, «unterdessen, mittlerweile» sagen, und damit entschuldigen, dass ich noch nicht ausführlich geantwortet habe. Ich möchte Sie deshalb noch um etwas Geduld bitten. Ich habe die letzten Wochen mit einem äußersten Aufwand an Kraft gearbeitet, um einen sehr ambitiösen Teilkomplex aus meinem großen Buch wenigstens im Rohen unter Dach und Fach zu bringen. Das ist mir auch gelungen; aber ich bin jetzt wieder so kaputt, dass ich 14 Tage in den Süden flüchte, um das Semester einigermaßen überstehen zu können.

Anfang November bin ich wieder hier und werde dann so-

gleich Ihren Brief so eingehend beantworten, wie es sich gebührt.

Mit den freundlichsten Grüßen
stets Ihr
Adorno

14 *Theodor W. Adorno an Günther Anders,
Frankfurt am Main, 31.10.1963*

Lieber Anders,

von Lucca, übrigens ganz gut erholt, zurückgekehrt, möchte ich endlich ihren Brief vom 27. August beantworten.

Sie sprechen von meinem Monokratismus. Seiner bin ich mir nicht bewusst, jedenfalls nicht im Sinn eines wie immer auch gearteten persönlichen Herrschaftswillens. Ich war mein Leben lang viel zu sehr sachlich, in weiterem Sinn ästhetisch gerichtet, als dass ich nach Herrschaft über Menschen gestrebt hätte. Eher ist, trotz allem theoretischen Wissen von der Macht, mein realer Sinn für diese unterentwickelt. Sie tun mir hier Unrecht. Als junger Mensch mag ich, eben aus sachlicher Passioniertheit, mich zuweilen vertiert benommen haben – der leiseste Gedanke an die Unterdrückung des Anderen lag mir fern, und gar, dass ich Sie je physisch hätte cornern sollen, scheint mir mit meiner Anlage schwer vereinbar. Die Neigungen, die Sie mir unterschieben, waren viel eher die Brechts; es ist mir nicht bekannt, dass Sie je mit Rücksicht auf jenen darüber sich beklagt hätten.

Auch dass mir seinerzeit Ihre Habilitationsschrift nicht gefiel, hat mit dem Motiv, die eigene Position als ausschließlich zu setzen, nicht das mindeste zu tun. Die Angelegenheit liegt sehr weit zurück, aber an zwei Momente kann ich mich noch deutlich erinnern. Das eine war, dass mir der Text, nach Sprache und Gesamtverhalten, überaus Heideggerisch dünkte, viel mehr als es Ihnen heute, nach der Emanzipation, in der Rückerinnerung erscheinen mag. Das andere: ich empfand die spezifisch musikalische Basis – will sagen, das technisch Innerkompositorische –

als zu schmal. Auch heute noch würde ich sagen, dass man nicht über die sogenannten Konstituentien einer Kunst verbindlich urteilen kann, wenn einem nicht die gesamten konkreten Zusammenhänge dieser Kunst gänzlich gegenwärtig sind. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Sie darin heute anderer Ansicht wären, als ich es damals schon war. Als einen Einbruch in meine Domäne habe ich Ihre Sache keine Sekunde lang empfunden; so etwas gibt es nicht in geistigen Dingen, und zum Monopolisten taugte ich schlecht, auch in der Wahl der Gegenstände. Ich freue mich, im Postscriptum Ihres Briefes, das von diesen Dingen handelt, einen Satz zu finden, den ich als Opposition gegen die neuerdings sich ausbreitende Begeisterung für Schenker auffassen möchte. Ich finde das so grässlich, wie Sie es finden, und die Schenkerianer finden mich grässlich.

In der Angelegenheit Ihres Besuchs hier in Frankfurt habe ich mich tatsächlich schuldig gemacht. Wenn ich Sie kränkte, tut mir das von Herzen leid. Aber diese Schuld ist doch bloß eine in einem höchst allgemeinen Sinn: dass ich nämlich, als ein eingespanntes Wesen, oft als ein armes Tier, buchstäblich mit den Zähnen meine Arbeitszeit verteidigen muss. Das tue ich jedem gegenüber. Selbst zwischen Horkheimer und mir gilt die stillschweigende Verabredung, dass wir, ehe wir uns treffen, uns vorher darüber telefonisch verständigen, ob es in die Zeitdispositionen des anderen passt. Sie mögen darin ein Stück verdinglichten Bewusstseins finden, aber ohne ein solches kann man sich in der verdinglichten Welt wohl schwer behaupten. Wäre es ein unbilliges Ansinnen gewesen, mich vor jenem Besuch anzurufen? Dann hätten wir sofort eine Zeit arrangieren können. Lassen Sie mich zu diesem Punkt heute nur sagen, dass mein Verhalten, dem nachgerade eine fast panische Furcht vor plötzlichen Besuchen entspricht, nicht die leiseste Spitze gegen Sie hatte.

Der Komplex, den Sie mit dem Stichwort «Professor» bezeichnen, bedürfte der mündlichen Diskussion. Ich will Ihre Frage, *more Hebraico*, mit einer Frage beantworten. Würden Sie ein Ordinariat, mit dem Maß an materieller Unabhängigkeit, das es gewährt; mit der Möglichkeit, selbständig zu produzieren, die es freilässt, und vor allem mit dem weitgehenden Schutz vor

irgendwelchen Kontrollinstanzen, abgewiesen haben, wenn es sich Ihnen geboten hätte? Verzeihen Sie mir, wenn ich daran zweifle. Man kann doch wohl nicht so rigoros die Frage Professor oder nicht-Professor stellen; die Antwort hängt davon ab, welchen Inhalt man einer solchen Tätigkeit verleiht. Ich bilde mir ein, dass ich mich dessen nicht zu schämen habe, was ich da getan habe und tue; zumal im Gedanken daran, dass es eine sehr erhebliche Zahl von begabten und anständigen Menschen gibt, auf die ich einen Einfluss ausübe, wie ich ihn extra muros kaum ausüben könnte. Ob die Existenz eines freien Schriftstellers, auf dem der Druck des Marktes, und vielfach der Verleger, lastet, heute tatsächlich noch soviel freier ist als die eines Professors, dessen Beruf ihn einstweilen noch vor manchen Formen der thought control behütet – das vertraue ich Ihrem Nachdenken an.

Sicherlich habe ich manchem Abscheulichen gegenüber geschwiegen. Aber ich bin kein Verkehrspolizist, der gleichzeitig an allen Ecken sein muss, wo Unfug verübt wird; wann ich zupacke, darüber muss ich schon mir selber die Entscheidung vorbehalten. Sie wird keineswegs immer so einfach von der Relevanz der Gegenstände bestimmt; vielfach von Innervation und Einfall. Vor vielleicht acht Jahren brachte das von Max Bense herausgegebene Blatt «Der Augenblick» eine freundliche Besprechung meines Bandes «Prismen». Bense schrieb danach in einer redaktionellen Notiz, man habe dieser Besprechung Raum gewährt, obwohl «Der Augenblick» in vielem mit mir nicht d'accord sei; so hätte ich es bisher unterlassen, gegen Billy Graham Stellung zu nehmen. Ich glaube nicht, dass Sie es Bense gleich tun möchten, selbst wenn man Herrn Graham und den Atomkrieg nicht so unmittelbar einander gleichsetzt, wie es jenem wohl passen würde. Über die Atombombe zu schreiben, habe ich aus einem nicht leicht zu fassenden Grund immer wieder vermieden, vielleicht wegen der Disproportion zwischen der geballten Faust eines Intellektuellen und jener Einrichtung; sicher nicht aus Feigheit. In den «Eingriffen» steht immerhin ein Passus, der auch für diejenigen keinen Zweifel zulässt, die nicht willens sind, aus meinen anderen Sachen sich einen Reim auf diese zu machen. Ich bin überhaupt anmaßend genug, wenn überhaupt, mit Lesern zu

rechnen, die extrapolieren können. Eine solche schriftstellerische Technik scheint mir von der Situation heute nicht weniger gefordert als einst im achtzehnten Jahrhundert.

Von dem nun, was Sie über meine Sprache schreiben, kann ich mir, ehrlich gestanden, nur sehr schwer vorstellen, dass Sie es ganz ernst meinen. Ihre Argumentation zeugt von einer wahren Besessenheit mit dem Gedanken an den Leser. Bei meinem Zeug sind Sie offenbar nicht einmal auf die Idee gekommen, dass es mir nicht um diesen geht, weder darum, ihn zu fangen, noch ihn zu brüskieren, sondern einzig um die möglichst adäquate und strenge Darstellung der Sache. Das ist wohl das einzige, was man sprachlich im Ernst wider die Kulturindustrie vermag. Jemand wie Sie, der von sich selbst sagt, er sei stilistisch nicht unempfindlich, sollte doch nicht die Stilintentionen, die ich verfolge, und für die ich allerdings bis zum Äußersten eintreten würde, mit Argumenten abtun, die in eine Sphäre fallen, von der Sie sonst nicht minder energisch sich distanzieren als ich; wo man die Verantwortlichkeit der Formulierung dem Autismus des Autors zur Last legt. Möchten Sie, dass ich an sprachlicher Anstrengung, an Dichte des Gedankens, oder wie man das sonst nennen will, nachlasse? Fasziniert Sie Brechts Positivismus, der selbst ein Missverständnis war? Muss ich Sie daran erinnern, dass der Schriftsteller nur soweit dem allherrschenden Bann zu widerstehen vermag, wie sein Produkt selbst einen Bann erzeugt? Ich appelliere an den Dialektiker in Ihnen.

Über die Angelegenheit Gehlen lässt sich rechten. Als ich mich einmal entschloss, nach Deutschland zu gehen, war ich mir darüber klar, dass ich es dann auch mit Nazis, ehemaligen oder hartgesottenen, zu tun bekommen würde; in jedem Augenblick nochmals darauf zu reflektieren, schiene mir naiv. Was wollen Sie da, zu dieser politischen Stunde, in Wien anfangen? Ich vermeide den Kontakt mit Menschen, die Gemeinheiten begangen haben; bei jemandem wie Gehlen, sicherlich einem der kompliziertesten Fälle, handelt es sich nicht darum, sondern um eine Haltung, die mir gewiss so schroff entgegengesetzt ist wie Ihnen, der gegenüber jedoch bloße Indignation nicht ausreicht. Zu diesem Punkt habe ich Ihnen wohl bereits einiges gesagt. Hinzufügen möchte ich,

dass mir alles, was auch nur entfernt ans Patzige oder Krakeelhafte grenzt, grenzenlos fremd ist. Mannesstolz, der auf die eigene Intangibilität pocht, ist mir als ein Gestus der Selbstsetzung inkommensurabel, mag das immerhin ein Rudiment jener «betont bürgerlichen» Haltung sein, die Sie meiner Jugend attestieren. Ziemlich gleichgültig ist mir, wem ich die Hand schüttle, wofern nichts von dieser auf dem Papier kleben bleibt, das ich beschreibe. Diese Reaktionsweise dürfte sich auch auf jene Herren erstrecken, die Sie mit Recht Fernsehritzen nennen. Ich bin zu sehr gewohnt, gesellschaftlich zu denken, um mir von der spontanen, aber isolierten Aktion des Einzelnen heute das mindeste zu versprechen. Da bin ich lieber brav und verlasse mich auf das Übergreifende, das, wenn ich Glück habe, von meinen Sachen ausgeht.

Hartnäckig sein muss ich in der Sache Benjamin. Ich weiß, mit einem leider bis dato allzu guten Gedächtnis, ganz bestimmt, dass Sie und ebenso Frau Arendt Benjamin damals als einen Caféhausliteraten bezeichneten, und nicht etwa unter der Klausel des *relata refero*; zu tief hat sich das mir eingepägt. In unserer Jugend dürften Sie weit professoraler gewesen sein, als Sie es mir füglich im Alter vorwerfen können; ich mache Ihnen keinen Vorwurf daraus. An den frühen Divergenzen zwischen uns hat sicherlich ein gewisses Maß an Einverständnis schuld, das Sie damals den herrschenden akademischen Anschauungen zeigten, während ich mir zumindest bewusst bin, dass ich mich in Bezug auf diese Dinge nie im mindesten geändert habe. Mit ein wenig Selbstbesinnung werden Sie mir das wahrscheinlich konzedieren.

Eine Abschrift des Briefes über die Benjamin-Ausgabe lege ich bei; «Richtet selbst». Übrigens haben Sie in eben diesem Brief Tätigkeit an der Universität als das Nächstliegende bezeichnet und um Information wegen der akademischen Verhältnisse hier gebeten.

Ich hoffe, einigermaßen vollständig auf die Dinge zwischen uns beiden eingegangen zu sein, die Sie angerührt haben. Auch mir ist es ernst, und mir liegt daran, dass zwischen uns eine Atmosphäre sich herstellt, die dem entspricht, was wir heute sind; darum schrieb ich ebenso ausführlich wie Sie.

In ein paar Wochen kommt mein neues, leider reichlich langes

Musikbuch heraus, «Quasi una Fantasia», das ich Ihnen schicken werde. Mein großes philosophisches Manuskript kommt ganz schön vorwärts, ist freilich zum Teil noch in einem mir selbst höchst ungewohnten und beängstigenden: chaotischen Zustand.

Mit den freundlichsten Grüßen

Ihr ganz gewiss nicht minder alter

Adorno

14a *Beilage (Kopie): s. Brief Nr. 1: Günther Anders an Theodor W. Adorno, Wien, 5.3.1951*

15 *Günther Anders an Theodor W. Adorno, Wien, 16.11.1963*

Lieber Adorno,

Vielen Dank für Ihre ausführliche Antwort und für die Einlage, die Kopie meines Briefes vom März 51. Diese heutigen Zeilen sind nur ein bon für eine wirkliche Beantwortung Ihres Briefes. Auch ich muss immer auf eine sich zufällig auftuende Lücke in der Zeitmauer warten, um mit der erforderlichen Geruhsamkeit replizieren zu können.

Mit den freundlichsten Grüßen

Ihr

Günther Anders

16 *Günther Anders an Theodor W. Adorno, Wien, 6.12.1963*

Lieber Adorno,

Entschuldigen Sie bitte, dass auch ich mich erst nach so vielen Wochen melde. Es fällt mir im Augenblick nicht ganz leicht, ausführlich zu antworten, denn ich komme gerade aus Warschau,

wo ich die chinesische *Affaire in the flesh* miterlebte; und noch vorgestern war ich im dortigen Gestapokeller, und der Anblick der Prügelhölle und der verzweifelten Inschriften an den Wänden ist nicht gerade dazu geeignet, Konzentration zu erleichtern. Aber ich möchte doch, ehe das Jahr zu Ende geht, diejenigen *disagreements*, die wirklich auf bloßem Missverständnis beruhen, bereinigen: so dass nur die rechtmäßigen und *worthwhile* übrigbleiben, diejenigen, die wirklich auf Verschiedenheit der Positionen und der Temperamente beruhen. Ich antworte in der Reihenfolge Ihres Briefes und beginne mit dem Missverständnis, das mein Benjamin-Passus in meinem vor zwölf Jahren geschriebenen Briefe erzeugt hat. Diesen Passus haben Sie, da meine Formulierung ungeschickt war, falsch gedeutet. Das fatale «mindestens» am Ende der zweiten Zeile bezog sich wahrhaftig nicht auf Ihre Aufbewahrungsleistung. Vielmehr hatte ich damals, also im Jahre 51 gemeint: leider ist das *Andenken* an Walter in Deutschland erloschen. Von einer «Aufbewahrung» des Andenkens an Walter zu sprechen, wäre also falsch. – Zweites Missverständnis: Sie zweifeln (S. 2, 2. Paragraph) daran, dass ich eine Professur *with all the dressings* abgelehnt hätte, wenn mir eine solche angeboten worden wäre. Sie brauchen daran nicht zu zweifeln, die Konjunktive «hätte» und «wäre» sind falsch. Mir *ist* nämlich nach der Veröffentlichung der «*Antiquiertheit*» im Jahre 57 ein philosophisches Ordinariat in einer sehr großen deutschen Universität angeboten worden. Ich *habe* damals abgesagt. In meinem Absagebrief (dessen Kopie ich vermutlich noch besitze) habe ich damals Spinoza zitiert, jene Worte, mit denen er seine Weigerung, der Ladung nach Heidelberg zu folgen, begründete. – Im Mai 51, 3/4 Jahre nach meiner Rückkehr, war es mir noch nicht möglich, die Entwicklung in Deutschland vor auszusehen: damals hielt ich es noch für durchführbar, im akademischen Rahmen die geistigen und moralischen Aufgaben zu erfüllen. –

Und nun diejenigen Punkte, die nicht auf bloßen Missverständnissen beruhen. Dass Sie sich eines Herrschaftswillens nicht

[Siehe Dokument III, S. 92.]

bewusst seien, das muss ich Ihnen glauben; aber ganz verstehen kann ich das kaum. Die Art Ihres Auftretens und Ihres Sprechens wirkt oft terroristisch, und ich weiß von manchen Ihrer Schüler, dass sie unter dem, was sie als Terror empfanden, gelitten haben. Durchaus denkbar, dass, wer wie Sie nahezu jedem Menschen, den er trifft, an geistiger Kraft überlegen ist, und der sich im ständigen Kampf gegen Unwahrheiten und gegen Halb- und Viertelwahrheiten befindet, durch diesen nachdrücklichen Einsatz für das von ihm Eingesehene als drückend und diktatorisch empfunden wird, nein dadurch wirklich drückend wird. Was ich Ihnen da vorwerfe, wird mutatis mutandis oft auch mir vorgeworfen, und gewöhnlich bestreite auch ich den Terrorismus-Vorwurf, im besten Falle räume ich ihn als Laster einer Tugend ein; und was ich mir einräume, muss ich Ihnen natürlich ebenfalls einräumen. – Nein, mit Brecht habe ich Sie da nicht verwechselt. Aber auch ihm habe ich das – was unsere ohnehin schwierige Beziehung zuweilen für längere Zeiten unmöglich gemacht hat – dann und wann gesagt; und auch in meinem kleinen Bändchen, das ich in memoriam geschrieben habe, scheint das durch. (S. 30/31)

Der Paragraph über meine Habilitationsschrift: 100 % d'accord. Die Basis meiner damaligen, übrigens niemals veröffentlichten, Schrift war viel zu schmal. Ich schrieb wohl im letzten Briefe schon, dass Sie damals die zerschlissenen Reste aus Freiburg als meinen neuesten Anzug missverstanden. Dass ich heute Ihre absolute Überlegenheit in Sachen Musikphilosophie gerne zugestehe, brauche ich wohl kaum ausdrücklich zu sagen.

Dank für den letzten Paragraphen auf S. 1. Den verzweifelten Kampf um Arbeitszeit begreife ich nur allzu gut. Mir schien damals, dass das Solidaritätsrecht (Solidarität der Remigranten, die im Schutt neu begannen) das Recht auf Arbeitszeit zu brechen hatte.

S. 2. Dass Sie aus der Professur etwas total Anderes machen als andere, sogar als alle anderen Professoren, bezweifle ich nicht. Und trotzdem erscheint mir eine solche offizielle Stellung heute als eine Fessel. Nicht nur als eine Fessel des Schreibstils, sondern auch des Tätigkeitstils. Ich jedenfalls hätte gewisse Aktionen, die

mir heute unerlässlich scheinen, als Professor niemals durchführen können, wohl auch nicht dürfen. Und ich glaube, dass mein Sprachgestus in gewissen Sprechsituationen, auf die ich nicht verzichten kann, seine Direktheit und Stärke verlieren würde, wenn ich mich daran gewöhnen würde, täglich im Lehrbetrieb zu einem bestimmten Typ von Menschen, eben zu Studenten, zu sprechen. Mein Fall mag ein Spezialfall sein. Aber da die Bombe ja nicht nur über den Dächern der Universitäten hängt, und da das Verhängnis ja nicht nur die unhappy few, die wissen, was los ist, bedroht, fühle ich mich geradezu dazu verpflichtet, einen Ton und eine Sprache zu finden, mit der ich die unhappily happy crowd erreichen kann. – Natürlich haben Sie (Schlussparaphrase S. 2) völlig recht, wenn Sie betonen, dass die Texte für Extrapolierfähige heute nötiger als je sind. Solche Texte versuche auch ich ja herzustellen. Nichts wäre scheußlicher als im Massmedia-Stil gegen Massmedia-Stil zu schreiben – was heißt «wäre», denn das ist heute ja gang und gäbe. Da liegt die große Schwierigkeit auch für mich. Ob es mir oft gelingt, diejenige Sprache zu finden oder zu erfinden, die wirklich die Masse trifft, ohne im mindesten Massenstil zu sein, das weiß ich nicht. Aber Ihr Vorwurf, dass ich monoman an den Hörer oder Leser dächte, scheint mir unberechtigt. Die Alternative zwischen diesem meinem Bemühen und Ihrem Bemühen um «Strenge» scheint mir keine echte Alternative zu sein. Schließlich setzt ja jede Form von Strenge bereits einen bestimmten Hörer voraus, eine freischwebende Strenge oder Genauigkeit – wem sage ich das? – gibt es ja nicht. Dass ich damit nicht in favour of popularization spreche oder solche von Ihnen erwarte, brauche ich ja nicht zuzufügen. Die für Mundharmonika bearbeitete Kunst der Fuge ist mir genau so grauenhaft wie Ihnen, der popularwissenschaftliche Stil viel schlimmer als der akademische Stil, von dem er polemisch abhängt. Nur glaube ich eben – und hier scheiden sich eben unsere Wege –, dass man zuweilen für Mundharmonika komponieren muss, weil die Leute kein anderes Instrument haben, auf dem sie sich die heutige notwendige Melodie vorblasen können.

Gehlen und ehemalige Nazis. Auch da sind unsere Positionen, jedenfalls unsere Benehmensformen, wirklich verschieden. Sie

fragen, was ich bei meiner Weigerung, mit Ex-Nazis das Minimum an Verkehr aufzunehmen, in Wien tun kann. Antwort: zum Beispiel die hiesige Antiatombewegung hier organisieren. Im übrigen ist Wien für mich vor allem Arbeitsplatz und headquarters, denn ich bin ja sehr häufig im Ausland. Ein paar Männer sind hier, die absolut unantastbar geblieben sind, mit denen stehe ich freundschaftlich; ein paar Rückkehrer, die gleichfalls völlig in Ordnung sind; und viele Jugendliche, die keine Vergangenheit zu bewältigen haben, und die sehr erfreulich und durchaus erreichbar sind. – Ich persönlich fühle mich außerstande – aber das sehe ich nicht als Regel an – mich mit einem Mann wie Gehlen auf ein Minimum von Gespräch einzulassen: auf Grund gemeinsamen geistigen Niveaus und zweifellos gemeinsamer Interessen könnte das Gespräch in ein wirkliches Gespräch ausarten, das den Anschein eines gemeinsamen, entschuldigen Sie schon das Wort, «Humanitätsnenners» hervorbrächte: und diese Situation darf, so scheint mir, nicht entstehen, es sei denn es kündige sich als Möglichkeit eine wirkliche Revision des Vergangenen an. Solche Fälle kenne ich, so bin ich zum Beispiel mit Manstein befreundet, der in der Zeit, in der wir atemlos die Eroberung Europas durch die Invasionsarmeen aus der Ferne beobachteten, als leidenschaftlicher Fallschirmspringer dabei gewesen war; der sich nun aber, und nun schon seit Jahren, im Kampf gegen Atomrüstung total aufreißt.

Folgt der Benjamin-Passus. Da kann ich das seinerzeit schon Geschriebene nicht mehr durch Neues ergänzen.

So. Durch die Ausführlichkeit und Offenheit dieses unseres Briefwechsels ist, so glaube ich und so hoffe ich, schon etwas erreicht. Ich wünsche Ihnen nun, dass Sie sich Ihre wirklich wunderbare Arbeitskraft weiter so erhalten können wie bisher und freue mich auf Ihr neues Buch. Zwar komme ich zu weniger, hoffe aber ebenfalls, Ihnen in nicht zu ferner Zukunft auch einen neuen Band zuschicken zu können. Ein Stückchen aus meiner Konformismustheorie werden Sie demnächst im «Merkur» finden.

Mit freundlichsten Grüßen und ein gutes 1964

Ihr

Günther Anders

17 *Theodor W. Adorno an Günther Anders,
Frankfurt am Main, 10.12.1963*

Lieber Anders,

schönsten Dank für Ihren Brief. Ich habe das Gefühl, wir sind wirklich weiter gekommen; alles andere sollten wir der Entwicklung überlassen, vor allem auch unserem nächsten Zusammensein, das hoffentlich nicht zu sehr sich verzögert.

Als ein kleines Zeichen habe ich Ihnen unterdessen mein neues, ziemlich umfangreiches Buch «Quasi una Fantasia» schicken lassen und bin recht begierig, wie es Ihnen gefallen wird.

Die sprachkritische Arbeit «Jargon der Eigentlichkeit», aus der Sie vielleicht ein Bruchstück in der «Neuen Rundschau» sahen, habe ich unterdessen ganz von dem philosophischen work in progress abgetrennt, und sie soll im kommenden Herbst in der «edition suhrkamp» erscheinen. Die Schwierigkeiten der Formulierung und vor allem der Organisation sind diesmal ganz außerordentlich. Noch im Winter, etwa Februar, wird es in der «edition suhrkamp» eine andere Sache von mir geben, eine Sammlung kleinerer Aufsätze, seit fast 40 Jahren, unter dem Titel «Moments musicaux». Die Umbruchkorrektur ist schon gelesen, aber ich habe auch da bis zum letzten Augenblick wahnsinnig ändern und schleifen müssen. Man hat's halt schwer.

Ihre Wünsche erwidere ich aufs herzlichste. Ich selbst werde, wie die Großmutter aus dem Lesebuchgedicht, kaum einen Feiertag kennen, obwohl ich im Schatten der Grippe dahinschleiche.

Sehr herzlich, auch an Ihre Frau,
Ihr alter
Adorno

18 *Günther Anders an Theodor W. Adorno, Wien,*
13.12.1963

Lieber Adorno,
Herzlichsten Dank für Ihren Dank. Ja, auch ich habe das Gefühl,
dass die Ausführlichkeit unseres Briefwechsels ihr Gutes gehabt
hat, und ich freue mich über diese détente.

Mit den schönsten Ferienwünschen
Ihr
Günther Anders

19 *Günther Anders an Theodor W. Adorno, Wien,*
9.2.1964

Lieber Adorno,
Rasch nur ein paar Worte, um Ihnen für die zwei neuen Bände zu
danken. Den ersten erhielt ich gerade am Tage nach einer Opera-
tion, und dieser wurde über der Lektüre Ihrer Seiten zu quasi
una fantasia. Wenn ich nicht wüsste, wie verflucht leicht Miss-
verständnisse zwischen uns ausbrechen, würde ich sagen, einige
dieser Seiten sind so, als hätten Sie den von Benjamin fallengelassenen
Stift wieder aufgenommen und über Dinge, über die er
nicht hätte schreiben können, sein Werk fortgesetzt. Noch ein-
mal, bitte kein Missverständnis.

Ohne die Krankheit hätte ich gar keine Lektüre-Zeit gehabt.
Ich bitte Sie darum, mit Ihrem nächsten Buch etwas abzuwarten,
denn ich beabsichtige nicht, so bald wieder krank zu werden.

Mit herzlichen Grüßen
Ihr
Günther Anders

- 20 *Günther Anders an Theodor W. Adorno:
Briefkopie Günther Anders an Hans Deutsch,
Laigueglia, 18.6.1964*

Kopie zur Informierung

Lieber Herr Professor Deutsch,

Sie werden wohl zugeben, dass das, was da im Forum geschehen ist, nicht nur einen Lapsus darstellt, sondern einen Skandal. Zu den sechs Seiten von Herrn Professor Torberg habe ich Folgendes zu bemerken:

Torberg hat einen Text von mir veröffentlicht, ohne mich, den Autor, um Autorisierung zu fragen. Diese hätte ich ihm, wie auch Sie wissen, nicht gegeben.

Er hat ihn in einer entwürdigenden Form veröffentlicht, nämlich in kleine Fetzen zerrupft.

Und das, obwohl ich Ihr generöses Angebot, meinen Artikel zu bringen, aus Rücksicht auf Sie, trotz Ihres wiederholten Handausstreckens, ausgeschlagen hatte. In Gegenwart Ihrer Familie hatte ich Ihnen erklärt: «Offenbar übersehen Sie im Augenblick nicht, in welche Schwierigkeiten Sie sich dadurch hineinlavieren würden.»

Und das, obwohl Sie mir damals zugesichert hatten, dass Sie Herrn Professor Torberg mahnen würden, und dass Sie dafür bürgen könnten, dass nach Ihrem Gespräch mit ihm so etwas wie die erste Attacke auf mich nicht noch einmal im Forum vorkommen würde. Zu meinem großen Bedauern kann ich Ihren Bürgschaften nicht mehr glauben.

Auf die sachlichen Unrichtigkeiten, von denen Herr Professor Torbergs Text wimmelt; oder von der Tatsache, dass er jubiliert, weil Eatherly die Bombe nicht abgeworfen habe (was weder Eatherly noch ich jemals behauptet haben, im Gegenteil: in seinem Briefwechsel mit mir betont er ausdrücklich, dass er das nicht getan habe), will ich nicht weiter eingehen. Aber wenn

[Handschriftliche Notiz von Günther Anders]

jemand diesem Briefwechsel mit Eatherly, der heute bereits als ein Dokument unserer Zeit gilt, nachzusagen wagt, er «stinke», er stinke sogar «zum Himmel»; oder wenn jemand im Zusammenhang mit mir von «die Hosen voll» spricht; oder wenn jemand mich, einen mehr als sechzigjährigen und nicht unanerkannten philosophischen Autor mit «Burschi» anredet, dann lasse ich mir das nicht gefallen, dann schlage ich zurück. Jeder Mensch mit Ehre wird das verstehen. Also auch Sie.

Und ebenso werden Sie es wohl verstehen, dass ich diese Angelegenheit vermutlich meinem Anwalt werde übergeben müssen. Dieser Schritt kann nur durch Ihr persönliches Eingreifen vermieden werden. Nur dadurch, dass Sie selbst eine ausführliche und unzweideutige Erklärung im Forum abgeben; eine Erklärung, die wirklich als großer und nur diesem Thema gewidmeter Artikel im nächsten Heft des Forum erscheinen müsste; einer Erklärung, in der Sie Herrn Professor Torbergs Darstellung Ihres Verhältnisses zur mir (dass Sie mich «loswerden wollten») unmissverständlich als das bezeichnen, was sie ist; und in der Sie bestätigen, dass Sie mich im Gegenteil, enttäuscht über Leisers Film, wiederholt gedrängt haben, aus dem Material einen besseren Film zu machen. Dass Sie mich auch in Gegenwart meines damaligen Anwaltes Professor Peter darum gebeten haben, und dass darüber Aktennotizen existieren; dass Sie mich immer wieder, auch bei unserem letzten Treffen im Mai (als ich Ihnen das Janouch-Skript überreichte) darum gebeten haben, meine Produktion verlegen zu dürfen; und dass ich dieses Angebot, da ich zwei anderen Verlagshäusern vertraglich verpflichtet bin, stets habe ablehnen müssen.

Machen Sie es sich bitte klar, Herr Deutsch, wie Sie nun dastehen. Sie haben es zugelassen, dass ein Autor, dessen Hilfe Sie gerne akzeptiert haben, in Ihrem Organ auf das ehrenrührigste und abgeschmackteste beleidigt wird. Wenn ich diese Möglichkeit geahnt hätte – aber das wäre Ihnen gegenüber unverschämt gewesen – dann hätte ich natürlich die Beziehung zu Ihnen vorher aufgegeben und das Buchmanuskript von Janouch einem anderen Verlage zugeleitet.

Ich kann es mir vorstellen, dass Ihnen das alles mir gegenüber entsetzlich peinlich ist, und ich möchte nicht in Ihrer Haut ste-

cken. Mir tut das leid. Aber Schuld daran trägt ausschließlich Herr Professor Torberg. Das einzig Tröstliche ist, dass die peinliche Situation durch Ihr Eingreifen ja doch noch in Ordnung gebracht werden könnte. Und darum bitte ich Sie dringlich.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

Günther Anders

21 *Günther Anders an Theodor W. Adorno, Wien,
16.10.1964*

Lieber Adorno,

Soeben erfahre ich, dass Sie in einer Woche hier über den Jargon der Eigentlichkeit sprechen werden. Eigentlich würde ich natürlich in den Vortrag kommen. Aber der Demiurg der schedules hat es bestimmt, dass ich, während Sie wienwärts fliegen, frankfurtwärts fliege, ebenfalls um zu sprechen. Da nun aber die Chance, Ihnen das irgendwo in between in den Lüften von Düse zu Düse verständlich zu machen, gering ist, teile ich Ihnen meine Abwesenheit voll Bedauern heute schon mit. Denn mir liegt viel daran, dass, wenn es schon Spannungen zwischen uns gibt (oder solche noch geben sollte), diese nicht durch typisch lieber Gott-hafte Zufälle aufrechterhalten oder gesteigert werden.

Herzliche Grüße

Ihr

Anders

22 *Theodor W. Adorno an Günther Anders,
Frankfurt am Main, 23.4.1965*

Lieber Anders,

es ist wieder eine Ewigkeit, dass wir nichts voneinander gehört haben. Heute möchte ich Sie nur fragen, ob meine beiden letzten

Libelli, der «Jargon der Eigentlichkeit» und der dritte Band der «Noten zur Literatur», in Ihre Hände gelangt sind – sonst werde ich mich darum noch kümmern. Ich bin übrigens, als ich den Text über Kraus verfasste, den die «Noten» enthalten, zu meiner großen Freude darauf gestoßen, dass er in «Sittlichkeit und Kriminalität» sehr freundlich Ihren Vater nennt; zu meinem Erstauen darauf, dass in dem gleichen Buch auch Freud überaus positiv erwähnt wird.

Ich selbst stecke immer noch in meinem großen Buch, und kann ein Ende kaum absehen, obwohl es länger als bis zum nächsten Jahr nicht mehr dauern darf, wenn es nicht ins Monströse zerfließen soll. Aber selbst wenn ich die Sachfragen einigermaßen bewältigen könnte, sind die der Formulierung, und der endgültigen Organisation, immer noch prohibitiv. Wenn ich wieder auf die Welt komme, werde ich playboy. Unterdessen ist an Größeres kaum zu denken, nur an Nebenprodukte, deren mir wichtigstes aus dem letzten Jahr der Strauss-Essay aus der «Neuen Rundschau» war, den Sie wohl lasen. – Unmittelbar nach Semesterende war ich in Paris. Es war eine reiche und wahrhaft anregende Zeit, vor allem auch durchs Zusammensein mit Beckett; aber ich kam noch erschöpfter zurück, als ich hingekommen war, und habe mich nun erst in Baden-Baden wieder einigermaßen in Ordnung gebracht. Wenigstens das Rohdiktat des Dialektikbuchs, mit ungezählten Einfügungen und Ergänzungen, nähert sich dem Ende; aber dann fängt die Quälerei erst recht an.

Lassen Sie mich doch wissen, was Sie tun; auch, ob der junge Eichmann irgend reagiert hat. Diese Frage schließt ja gleichsam ein philosophisches Experiment ein und einen zwischen uns kontroversen Problemkomplex. Aber darüber können wir hoffentlich einmal reden. Mit Wien wird es wohl bei mir dies Jahr nichts werden; zumal man zum Europa-Gespräch mich nicht eingeladen hat, und ich ungern in der Haltung des Touristen komme, der da nach dem Rechten sieht.

Herzlichst
stets Ihr
Adorno

- 23 *Günther Anders an Theodor W. Adorno, Wien,
12.12.1966*

Lieber Adorno,

Soeben kommt Ihr opus magnum an. Congratulations! Bin so gespannt, dass ich fürchte, meine Terminarbeiten werde ich in den nächsten Tagen schmökern vernachlässigen.

Herzlichste Grüße

Ihr

Günther Anders

- 24 *Theodor W. Adorno an Günther Anders,
Oktober 1968: Erklärung von Günther Anders*

ERKLÄRUNG

~~Wir, Geistige und Künstler, Die unterzeichnenden Intellektuellen~~ aus Österreich sowohl wie von auswärts, müssen mit Bedauern und voll Scham feststellen, dass Kollegen von uns: repräsentative, ~~schöpferisch~~ produktiv und reproduktiv tätige Vertreter der modernen Musik von dem Generalsekretär des Wiener Konzerthauses, Herrn Peter Weiser, mit despektierlichen Ausdrücken belegt worden sind. (Peter Weiser-Interview von Franz Endler in «Die Presse» 19./20.10.68 unter dem Titel «Waghalsiges nur außerhalb der Saison»). Namen hat Herr Weiser in diesem Interview zwar nicht genannt. Da aber die Beleidigungen ausnahmslos in Zusammenhang mit der Instrumentalgruppe «Die Reihe» gefallen sind, kann für niemanden ein Zweifel darüber bestehen, dass es sich bei den von Herrn Weiser Beleidigten

[Typoskript von Günther Anders mit handschriftlichen Korrekturen von Theodor W. Adorno]

um die Gründer der «Reihe» Friedrich Cerha und Kurt Schwertsik und um den von der «Reihe» repräsentativ herausgestellten, in Wien lebenden, Komponisten György Ligeti handelt. Wir Kollegen dieser Männer begreifen es nicht nur, vielmehr begrüßen wir es, dass diese genannten und die mit diesen ihnen zusammenarbeitenden erstrangigen hervorragenden Instrumentalisten darauf verzichten und es als unter ihrer Würde ansehen, in Zukunft mit dem Beleidiger zusammenzuarbeiten, und wir solidarisieren uns mit ihrem Entschluss, ihre Konzerte abzusagen. Mit großer Genugtuung erfüllt es uns ferner, dass die zwei von Herrn Weiser den Herren Cerha und Ligeti als Moderne von Format gegenübergestellten Komponisten: der Franzose Boulez und der Pole Lutosławski sofort ihre Indignation über die Behandlung ihrer hiesigen Kollegen ausgedrückt und angekündigt haben, dass sie ihrerseits, nach weiterer Informierung, Protest erheben würden.

Im Ausland, wo die Kompositionen und die Aufführungsverdienste der von Herrn Weiser in erster Linie verächtlich behandelten Komponisten und die Qualität der Aufführungen der Gruppe «Die Reihe» bekannt sind, würde es sich erübrigen, auf diese Meriten eigens aufmerksam zu machen. Hier-zuhause In Wien ist es bedauerlicherweise notwendig, noch einmal zu betonen, dass einerseits die Kompositionen von Ligeti und Cerha international im Rundfunk und in Konzerten aufgeführt werden und Bewunderung finden; und dass es andererseits allein Cerha zu danken ist, wenn nach einem Interregnum der Barbarei die unterdrückten Meisterwerke der Wiener Schule wieder zum Leben erweckt worden sind, und wenn Wien zu einer ernst zu nehmenden modernen Musikstadt geworden ist. Herr Weiser ist dieser Ansicht nun allerdings nicht. Denn in seinem erwähnten Interview findet er: «In Wien müssten wieder große Persönlichkeiten wirken». An die Bedeutung der in Wien lebenden Komponisten, so schreibt der Interviewer, glaubt er nicht, vielmehr wünsche er, «dass die neue Musik in Wien künftig wieder durch gewichtige Musiker repräsentiert» werde. – Was Herr Weiser mit der wiederholten Verwendung des Wortes «wieder» meinen kann, bleibt unerfindlich, im besten Falle führt es in die Irre, denn bekanntlich hat Cerha seine Gruppe aus dem Nichts aufgebaut und wenn

man «wieder» zu den alten Zuständen zurückkehren würde, dann würde man sich in einen Zustand zurückbegeben, in dem moderne Musik, wenn überhaupt, nur ganz sporadisch, unsystematisch oder im kleinsten Kreise gepflegt worden war.

Vollends evident wird die Mentalität des auf so verantwortlichem Posten stehenden Konzertadministrators, wenn man sich seine Programmprinzipien anschaut. Bekanntlich hat Herr Weiser, beschmunzelt von den Kunstfreunden des In- und Auslandes, unter dem Dachtitel «Die 5. Symphonie» einen Konzertzyklus aufgebaut, in dem er alle fünften Symphonien aller großen Meister aufführen lässt, weil diese angeblich «das höchste Niveau jedes Komponisten» darstellen. Ein sinnvollerer als dieses rührende (auch musikgeschichtlich natürlich unrichtige groteske) Programmprinzip hat sich der geistig offenbar überforderte Herr Weiser nicht einfallen lassen können. Es erfüllt einen mit Mitleid, wenn man beobachtet, wie er versucht, diesen Mangel durch Größenwahnsinn wieder auszugleichen, jedenfalls kündigt er in seinem Interview an: «Ich werde noch so weit kommen, dass ich meine Gesprächspartner» (sc. die Meisterdirigenten) «ganz einfach zu bestimmten Programmen zwingen werde».

*

Die Unterzeichner erfüllt es nicht gerade mit hohem Stolz, dass ein Mann, der solche Naivität mit einer solchen Mächtigerndiktatoren-Geste verbindet, die Chance hat, eine Schlüsselstellung in der Organisierung des österreichischen Musiklebens, auch der Festwochen, einzunehmen, und seine inkompetenten Urteile und Verurteilungen im respektabelsten Blatte des Landes zum besten zu geben. Sie hoffen im Interesse der Kunst, der Sauberkeit des Kulturlebens und des Prestiges dieses Landes, dass ein derart lächerlicher Zustand in absehbarer Zeit abgestellt werden könne.

Bitte die eingezeichneten Änderungen durchführen. Dann unterzeichne ich es mit Freuden!

Herzlichst Ihr
Adorno

[Handschriftlicher Zusatz von Theodor W. Adorno]

25 *Theodor W. Adorno an Günther Anders,
Frankfurt am Main, 1.11.1968*

Lieber Anders,
aus Graz hatte ich Ihnen sogleich Ihren Aufruf mit ein paar Änderungen zurückgeschickt und mich bereit erklärt, meinen Namen darunter zu setzen, wenn Sie diese Änderungen durchführen. Sie erklären sich von selbst; selbstverständlich handelt es sich nicht um Abschwächungen, aber Sie werden verstehen, dass ich in einem Text, den ich zu unterschreiben habe, mich nicht unter die «Geistigen» subsumieren möchte, die mich einerseits an Kurt Hiller, andererseits an die Arbeiter der Stirn und der Faust erinnern. Hoffentlich haben Sie sich in der Lage gesehen, meiner Bitte Rechnung zu tragen. Sehr dankbar wäre ich Ihnen für ein bestätigendes Wort.

Es war schön, Sie an dem Wiener Abend zu sehen, nur leider arg kurz. Die Grazer Sache ist recht interessant verlaufen, und ich bin auf die Wirkung gespannt.

Ihnen Beiden alles Herzliche von
Ihrem
Adorno

26 *Günther Anders an Theodor W. Adorno, Wien,
4.11.1968*

Lieber Adorno,
Sehr herzlichen Dank für Ihre Zeilen aus Frankfurt. Ich hätte Ihnen längst schon meinen Dank für die prompte Unterzeichnung des Textes ausgesprochen, wenn ich gewusst hätte, dass Sie bereits wieder zuhause sind. Erst einmal: ich habe pauschal alle Ihre Veränderungsvorschläge übernommen, mich über Ihre Ersetzung des Wortes «unrichtig» in «grotesk» gefreut, dagegen die Zusammenfassung von «Geistigen und Künstlern» in «Intellektuelle» als nicht ganz opportun empfunden, weil ich gehofft hatte, auch Signierer zu finden, die als Künstler zu bezeichnen

sinnvoller wäre, als sie als «Intellektuelle» zu bezeichnen. Da Sie aber Ihre Unterschrift von der Annahme Ihrer Veränderungen abhängig gemacht haben, habe ich Ihre Version in toto akzeptiert.

Was freilich aus dieser Aktion werden wird, das ist noch völlig unübersehbar. Bisher hat außer Ihnen (und mir) nur Hoflehner unterschrieben, Frau Berg hat leider erst einmal (weil sie noch immer unter dem Schock der Willnauer-Affaire steht, und deshalb unter Berührungsangst vor allem, was mit Druckerschwärze zu tun hat, leidet) abgesagt, aber ich habe ihr in einem langen Briefe noch einmal zu erklären versucht, wie wichtig es wäre, wenn durch ihre Unterschrift gewissermaßen die Unterschrift von Alban Berg selbst unter diesem Text stehen würde, und wie viele Menschen sich genieren würden, einen von ihr signierten Text aus Ängstlichkeit nicht mitzusignieren. Auf diesen zweiten Brief an Frau Berg habe ich noch keine Antwort. – Von Herrn Kaufmann, den ich auf Anraten der Musiker, deren Würde at stake war, ebenfalls um eine Unterschrift gebeten hatte, bekam ich einen, milde gesagt, befremdlichen und von oben herab geschriebenen Brief mit Ausdrücken wie «leise komisch» – worauf ich zu reagieren weder Lust noch Zeit habe.

Als ich Sie hier in Wien sprach, erwähnte ich vermutlich kurz, dass die zwei Cerhas ein paar Tage nach der in der Presse veröffentlichten Beleidigung bei uns waren, um das Problem durchzusprechen, und dass ich Cerha riet, zusammen mit Ligeti es als unter ihrer Würde zu bezeichnen, weiter unter den Fittichen eines Mannes wie Weiser weiterzuarbeiten. Das haben in der Tat Cerha und Ligeti getan, den kurzen Text haben sie Presseagenturen übergeben, das Faktum ihrer Nichtmitarbeit mit Weiser ist also etabliert. In meinem Gespräch mit Cerha hatte ich diesem zugesagt, dass, wenn erst einmal die Beteiligten eine solche Verweigerungserklärung veröffentlicht haben würden, eine Solidaritätsaktion von nicht direkt Beteiligten versucht werden könnte; dass es aber nicht genügen würde, den Protest im Stile von: «Lieber Peter, das war nicht nett von dir, das nächste Mal benimm dich bitte netter» aufzusetzen, sondern dass unzweideutig die Ersetzung von Herrn Weiser durch einen kompetenteren und

auch in anderer Hinsicht diskutableren Mann verlangt werden müsste. Cerhas haben das sofort verstanden; Ligeti, dem ich den Text über das Telephon vorlas, ebenfalls.

Ein paar Tage später schlug das Wetter dann um, als, letztlich verursacht durch meine erste Aktion, die IGNM eine Mitgliederversammlung berief, an der ich als Nichtmusiker natürlich nicht teilgenommen habe. Über die Verhandlung weiß ich nur Bescheid durch Berichte, teils durch Ligeti, der mich sehr ausführlich telephonisch informierte. Mein Text lag dort vor. Die angeblichen Gründe dafür, dass keines der Mitglieder den Text unterschrieben hat, waren a) dessen Länge b) meine Benutzung des Programmprinzips «5. Symphonie» als Zeugnis für Weisers «Qualitäten». Gegen Cerhas Willen (Herr Polnauer, der bereits zugesagt hatte, und Herr Ligeti, zu dessen Besten ich diese Aktion schließlich auf die Beine zu stellen versucht hatte, wurden unsicher) wurde beschlossen, dass IGNM von drei Mitgliedern einen neuen, kürzeren Text aufsetzen lassen solle – was unterdessen geschehen ist, ich kenne diesen nicht wörtlich, denn man hat ihn mir nicht zugeschickt, aber Cerhas teilten mir kopfschüttelnd mit, dass a) der Text nicht kürzer sei als meiner b) die 5. Symphonie ebenfalls vorkomme – dass nur eben der Text nicht auf das abziele, worauf der meine abgezielt hatte, nämlich auf eine Ersetzung Weisers durch einen Besseren. Leider habe ich auch das Gefühl, dass die IGNMler nicht recht begreifen, dass dieser Fall exemplarisch ist; dass, was heute Ligeti und Cerha geschehen ist, morgen dem oder jenem passieren könnte, und dass man in der Durchfechtung des Falles jeden Augenblick lang deutlich betonen muss, dass es sich hier nicht um einen Einzelfall handle, sondern um ein Symptom; und dass hier diejenige Machtgruppe, die Inkompetente in Schlüsselstellungen hineinbugsiere, bekämpft werden müsste.

Da außer Ihrer und Hoflehnners Unterschrift keine weitere eintraf, wandte ich mich vorgestern an Frau Tobisch, da diese ja selbst einen ähnlichen Kampf gegen den törichten Haeusserman geführt hatte, andererseits eine Wiener Personalkennntnis besitzt, die mir natürlich nicht zukommt. Außerdem betonte ich in meinem Telephongespräch, wie peinlich es mir sei, eine Unterschrift

von Ihnen zu haben und diese dann u. U. (einfach deshalb weil die Zahl derer, die den Mut aufbringen zu unterschreiben, zu gering sei) «in den Kübel» zu werfen. Frau Tobisch hat umgehend mit mehreren Bekannten gesprochen, u. a. auch mit Herrn Fiechter, der eben angerufen hat, und den ich dringend darum gebeten habe, seinen Namen nicht zu verweigern. Seine Antwort steht noch aus.

So, da hätten Sie einen Report über den Sturm in diesem schmuddligen Wasserglase, das das hiesige Kulturleben darstellt. Da Sie sofort *ja* gesagt haben, hatte ich das Gefühl, Ihnen einen genauen Bericht zu schulden.

Herzliche Grüße Ihnen Beiden, auch von Charlotte

Ihr

Günter Anders

27 *Theodor W. Adorno an Günther Anders,
Frankfurt am Main, 15.11.1968*

Lieber Anders,

schönsten Dank für Ihren Brief, der die Komplexität der Angelegenheit jenes Aufrufs entfaltet. Heute rief mich Ligeti an, der sich gerade hier befindet – leider ist noch ganz ungewiss, ob ich ihn sehen und sein Stück hören kann, weil ich die kommenden Tage in nicht vorstellbarem Maß überlastet bin. Er sagte mir nun, er hielte es aus triftigen Gründen für besser, wenn der Aufruf *nicht* erscheint. Da nun auch Ihr Brief etwas Ähnliches zumindest als möglich unterstellt – und da ich den Aufruf in erster Linie Ligetis wegen unterschrieben habe –, so möchte ich anregen, dass wir, vor allem um ihm und Cerha nicht zu schaden, auf die Publikation verzichten. Dass ich damit nicht mich zurückziehen und vor der Verantwortung drücken möchte, muss ich Ihnen nicht sagen; aber ein solcher Aufruf hat ja wohl nur dann Sinn, wenn er denen, zu deren Gunsten er in die Welt geht, auch wirklich hilft, und obendrein wäre es nicht geschickt, wenn wir uns der Gefahr aussetzten, dass wir so desavouiert würden,

wie es mir einmal in Amerika widerfuhr, als ich einen Aufruf für Ernst Bloch publizierte.

Ich hoffe sehr auf Ihr Verständnis. Vielleicht lassen Sie mich Ihre Meinung wissen.

Herzlichst
stets Ihr
Adorno

28 *Günther Anders an Theodor W. Adorno, Wien,*
18.11.1968

Lieber Adorno,

Ja, auch ich hatte ja bereits angeregt, wofür Sie plädieren: nämlich auf den Text, bzw. dessen Veröffentlichung, zu verzichten. – Ganz rasch, to keep you well posted, die zwei letzten kleinen Wellen in dem hiesigen Wasserglassturm: erstens: haben hiesige offizielle Stellen (Operndirektion etc.) den von Ihnen und mir unterschriebenen Text für ein Produkt von Lothar Knessl gehalten – was ungeheuer ehrenvoll für Knessl ist, da dieser kein Schriftsteller sondern ein Schriftstammler ist. Aber der Ärmste hat beinahe seine (mir nicht näher bekannten) Funktionen verloren. – Zweitens: der besagte Weiser benutzte umgehend die Abwesenheit von Ligeti, um hinter dessen Rücken die Aufführung eines Ligeti-Stückes durch eine Grazer Gruppe hier im Konzerthaus anzukündigen. Damit sollte ein Keil zwischen L. und Cerha geschlagen werden – was misslungen ist, da es noch möglich war, via Frau Ligeti Ligeti zu erreichen, der prompt (was heute in Fettdruck in den Blättern steht) die Aufführung verboten hat. Diese Blamierung Weisers, die dieser sich selbst zu verdanken hat, ist viel stärker, als es die Blamierung durch meinen Text gewesen wäre. Now I'm trying to forget about the whole thing.

Herzlichst
Ihr
Günther Anders

Dokumente zum Briefwechsel mit Theodor W. Adorno

*I Nicht abgeschickter Briefentwurf: Theodor W. Adorno
an Günther Anders, 12.3.1951*

Entwurf

Lieber Herr Stern,
schönsten Dank für Ihren Brief. Meine Freude über ihn wird einigermaßen getrübt durch den gönnerhaften Ton, in dem Sie von der Charakteristik Benjamins reden. Sie können eine Arbeit von mir anerkennen oder schärfstens ablehnen und mir das rückhaltlos sagen, aber einem Text wie diesem von oben herab, und ohne überhaupt auf ihn einzugehen, zu attestieren, dass er «mindestens» Benjamins Züge aufbewahrt habe, setzt doch wohl ein falsches Verhältnis zwischen uns. Gerade um unserer Beziehung willen möchte ich das *sans façon* zum Ausdruck bringen. Dazu glaube ich mich umso mehr berechtigt, als ich mich noch sehr gut daran erinnern kann, wie abschätzig Sie zu Wertheimer'schen Zeiten mir gegenüber von Benjamin als einem «Literaten» sprachen.

Auf Ihre Publikationen bin ich gespannt. Ein Exemplar der «Philosophie der neuen Musik» hatte ich vor einiger Zeit an die Universaledition geschickt und erhielt es prompt zurück; offenbar sind Büchersendungen nach Österreich immer noch unmöglich. Wir werden uns also gedulden müssen, bis Sie entweder in Deutschland auftauchen oder wieder drüben sind.

Die Verhältnisse an der hiesigen Universität, an der ich neben meiner Institutstätigkeit als a. o. Professor lehre, sind einigermaßen unübersichtlich. Das zweite Ordinariat – das erste hat

Horkheimer inne – ist nach der Berufung Gadamers auf den Jaspers'schen Lehrstuhl unbesetzt und wird es wohl während des nächsten Semesters bleiben; ehe jemand ernannt ist, wird wohl im Bereich der Philosophie kaum irgend etwas erfolgen, und Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft rangieren noch nicht wieder als eigens zu vertretende Disziplinen. Sobald sich etwas ändert, will ich es Ihnen gerne mitteilen.

Wenn Sie Berthold Viertel und seine Frau sehen, grüßen Sie sie doch sehr herzlich von mir.

Unterdessen mit den freundlichsten Empfehlungen, auch an Ihre Frau
Ihr

Sterns Brief ist zugleich anbiedernd und unverschämt. Mein Vorschlag: mit 2 Zeilen antworten und sagen, die akademischen Verhältnisse hier seien zu kompliziert, um sie in einem Brief zu umreißen – möglichst in einem Nebensatz. Auf Benjamin gar nicht eingehen. Ich würde natürlich eine *Postkarte* benutzen. Das ist ein Dreckskerl.

M.

II Günther Anders: Adorno-Gespräch in Wien Mitte Mai 66 (Protokoll)

Freundschaftliches Treffen A.-A. in Anwesenheit Ch. im Hotel Rainer. Dabei wurden nach Höflichkeitsaustausch die im Briefwechsel behandelten Punkte mindestens gestreift. Die Unwahrhaftigkeit und Feigheit A.'s war um so bedauerlicher, als er Tags zuvor einen Vortrag gehalten hatte, in dem Auschwitz-Partien von äußerster Radikalität und äußerstem Schmerz enthalten waren.

[Handschriftliche Notiz von Max Horkheimer]

[Adorno-Anders]

[Charlotte Zelka]

Von sich aus kam er auf das im Briefwechsel behandelte Problem, wie er Professur und seine nichtakademische Funktion kombinieren könne, zurück. Die Antwort, which he volunteered, war absolut verlogen: gerade um seine unbeschränkte Freiheit zu garantieren, nehme er die offizielle akademische Position ein – was eine direkte Umdrehung meiner Frage darstellte, da ich unterstellt hatte, dass man als Ordinarius und Institutsdirektor, der er ist, diejenigen Dinge, die heute gesagt werden müssen, nicht in voller Freiheit aussagen könnte. Aber offenbar will er eben gar nicht Thesen zu vertreten die Freiheit haben, die nicht auch offiziell präsentiert werden könnten; bzw. es reicht ihm offenbar, das absolut dem System widersprechende in einer so verklausulierten Sprache zu präsentieren, dass ihn eh niemand versteht.

Damit waren wir bei dem Hauptpunkt unserer Differenz: nämlich bei der philosophischen Sprache und bei der Frage, wie weit man das, was man zu sagen habe, für bestimmte Ohren zu präparieren habe. Hier verfing sich A. in einen höchst blamablen Widerspruch: der behauptet nämlich: man habe so zu formulieren, wie die Sache selbst es verlange, irgendwie würde es dann schon da sein oder ankommen. D. h.: plötzlich war er völlig unsoziologisch, er, der sein Lebtage die soziologischen Ingredienzen jeder Theorie, selbst jedes Kunstwerks, herausgekratzt hatte. Ich sagte ihm: Wenn das der A. hören würde, denn selbstverständlich gebe es keine Sprache, die nur «der Sache» entspreche, stets sei ein bestimmtes Quantum der Kenntnis oder Unkenntnis dessen, dem mitgeteilt werde, vorausgesetzt, und diesem unausgesprochenen Publikum käme er überhaupt nicht entgegen; er verstecke die wirklichen Radikalitäten seiner Theorien im Kleide einer nur esoterisch verständlichen Sprache.

*

Im Laufe des Gesprächs fragte ich ihn, ob er u. U., wenn hier eine Matinee über Grass-Brecht arrangiert werden würde, mitaufzutreten würde, ob er Br. gegen die blöde Attacke durch Gr. in Schutz nehmen würde. Darauf antwortete er, er sei nicht wie Benjamin, Viertel oder ich der Faszination Br.'s erlegen und er möchte nicht als Fahnenträger Br.'s auftreten. Br. sei Terrorist gewesen – er bezog sich da vor allem auf die frühen Stücke wie die «Maßnahme»,

ich gab auch zu, behauptete sogar von mir aus, dass ein gewisser gemeinsamer Zug der Vorliebe für terroristische Situationen in den 20er Jahren Nazi- und kommunistische Schriftsteller verbunden habe. Dass dieses Element aber bei Br. überwunden worden sei, und die Figur des freundlichen Menschen Zentralfigur geworden sei – was A. zugab, aber gerade diese Figuren empfand er als unerträglich «schmarrenhaft sentimental». – In anderen Worten: gegen die skandalöse Attacke von Gr. persönlich aufzutreten, weigerte er sich. –

Als er zweimal das Wort «Terrorist» zur Charakterisierung Br.'s verwendet hatte, fragte ich ihn höflich aber unzweideutig, ob es ihm denn nicht bewusst sei, dass auch er bei vielen, auch bei seinen Schülern, als terroristisch gelte, und es sei doch kein Zufall, dass auch ich in dem Briefwechsel seine Syntax und den Stil seiner Textanordnung als terroristisch bezeichnet hätte, als ein Gewebe, das dem Leser kein Luft- oder Schlupfloch lasse. A. schien faktisch aufs tiefste überrascht davon, dass *er* terroristisch sei oder als terroristisch gelten könne, wie weit das ehrlich und wie weit das gespielt war, ist schwer zu beurteilen. –

Am überraschendsten war A.'s haarsträubende Bemerkung, es habe sich doch herausgestellt, dass E.* garnicht, wie er immer behauptet habe, Hiroshima bebombt habe; was nun in der Tat bedeutet, dass er, A., völlig auf das tiefste Niveau der Moralargumente der anderen hinuntersank, denn sein Argument zielte auf die Frage: wozu sollte E. dann überhaupt bereit haben? –

Mit gespielterm Bedauern sagte ich ihm, es sei doch jammer schade, dass er, dessen Autorität so groß sei, an dem gerade in Frankfurt stattfindenden Vietnam-teach-in nicht teilnehme. Darauf antwortete er: «Es ist nicht mein Stil, hinter einer Fahne herzumarschieren. Und Leute auf die Straße zu schicken.» Ich antwortete: es gebe da manche Varianten, denn auch Marcuse oder ich marschierten nicht hinter Fahnen mit, man könnte auch vor Fahnen oder als Fahnen marschieren, und was er gegen die Straße habe.

*

[Claude Eatherly]

Sein Mitmachen der Sprachregelung der Bundesrepublik: er fragte mich: Waren Sie jemals in einem Satellitenstaate?

*

Sein Benehmen: schwer erträgliche Kombination von äußerlicher Höflichkeit und absoluter unverschämter Verachtung des Gesprächspartners: denn wenn man zu ihm spricht, schaut er einen nicht nur nicht an, vielmehr wandert sein Kopf pausenlos von rechts nach links und von links nach rechts, in Angst und Gier, um zu sehen, ob er gesehen werde und ob ein schönes Mädchen zu sehen sei. Die Eitelkeit glaubhaft, die Geilheit nicht.

Dieses Gespräch war wohl das längste, das zwischen ihm und mir in 35 Jahren stattgefunden hat. Es schloss, von ihm aus wohl auch wegen Ch., die als Alban Berg-Spielerin für ihn wichtig ist, sehr harmonisch, man dürfe nie mehr außer Kontakt kommen und dgl.

III Günther Anders an Uvo Hölscher (Dekan der Philosophischen Fakultät, Freie Universität Berlin), Seis bei Bozen, 25.8.1957

Sehr verehrter Herr Professor,

Ich hätte auf Ihr Ersuchen, Ihnen meine vita und mein Schriftenverzeichnis zuzusenden, schon längst antworten sollen. Ich bitte Sie darum, die Verzögerung meiner Antwort zu entschuldigen, denn sie hatte ernsteste Gründe. Die Viertelstunde, die ich bei meinem letzten Berliner Aufenthalt mit Ihnen verbringen durfte, gibt mir die Gewissheit, dass ich völlig rückhaltlos zu Ihnen sprechen darf.

Ihre Bitte war mit der Mitteilung verbunden gewesen, dass ich auf die Vorschlagsliste für das Ordinariat gesetzt worden sei. Ehe ich darauf zu sprechen komme, möchte ich Ihnen von Herzen für die Ehre danken, als die ich diese Nominierung auffasse; und für Ihr Vertrauen zu meinen Leistungen, ein Vertrauen, das ja nur auf wenigen, und dazu verhältnismäßig zufälligen, Veröffentlichungen basieren konnte.

Durch Ihre Mitteilung stand ich nun vor einer für mein Leben entscheidenden Frage: Jahrzehntlang hatte ich in zahlreichen fast durchweg unveröffentlichten Arbeiten, in literarischen sowohl wie philosophischen, versucht, eine neue, außerakademische Tonart des Philosophierens und Unterrichtens zu finden. Da ich in den siebzehn Jahren meiner Emigration, in denen ich diese Versuche gemacht habe, mein Leben mit «odd jobs» aller Art habe verbringen müssen, sind nahezu alle meine Schriften unfertig liegengeblieben. Vor beinahe dreihundert Jahren hat ein unvergleichlich Größerer als ich in einem Absagebrief an eine Universität das Bedenken geäußert, er fürchte, durch Unterricht auf die Weiterbildung seiner eigentlichen Arbeit verzichten zu müssen. Mutatis mutandis möchte ich dieses Argument wiederholen; womit ich natürlich nicht etwa behaupten will, dass meinen schriftstellerischen Arbeiten großer Wert zuzusprechen sei; sondern allein, dass sie, da sie seit Jahren in Form von beinahe fertigen Texten und in gesichertem Stil vorliegen, vielleicht mehr taugen, als Vorlesungen, deren Lehrstil ich, trotz der didaktischen Absichten meiner Schriften und trotz meiner pädagogischen Leidenschaft, nun erst finden müsste. Dazu kommt das Folgende:

Wenn ich mir die beinahe unübersehbare Zahl der nahezu fertigen Schriften, die völlige Fertigstellung verlangen, ins Gedächtnis rufe, dann kommt mir der Gedanke, sie alle unfertig, verwahrlost, von niemandem fertigstellbar zurückzulassen, als Untreue gegen sie und gegen mich selbst vor; nicht so sehr als Untreue gegen meine Zukunft als gegen meine Vergangenheit, in der ich unter pausenlos unbequemen Umständen die Kontinuität meines Arbeitens durchzuhalten bemüht gewesen war.

Als die Möglichkeit einer Lehrposition an der Universität auftauchte, bedeutete das – ich will das nicht ableugnen – eine sehr große Verlockung für mich. In der Tat bin ich ja kein am Schreibtisch solistisch brütender Privatgelehrter, sondern philosophisch durchaus «extravertiert»; und dass ich immer und immer wieder zu der sokratisch-platonischen Form des Lehrdialogs gegriffen habe, war gewiss kein Zufall; vielmehr geschah das vermutlich *faute de mieux, faute de réel*. Gerade weil ich von Natur ein lei-

denerschaftlicher Lehrer bin, schien die Chance, wirkliche Schüler statt fiktive Kreaturen vor mir zu haben, ein nicht mehr erwartetes Glück. Aber nach langen und ernsten Abwägungen habe ich doch das Gefühl, dass dasjenige, was ursprünglich *faute de réel* geschah, nun meine Realität geworden ist: wenn eine Ersatzleistung dreißig Jahre kultiviert wird, dann wird sie in gewissem Sinne gültiger als dasjenige, was sie ursprünglich hatte ersetzen sollen.

Auch die Lebenssicherheit, die die Position gebracht hätte – ein Zustand, den ich seit meiner Jugend nicht gekannt habe –, war natürlich ein Pro, dessen Gewicht in meinen Überlegungen ich nicht ableugnen will; um so weniger, als ich bei meiner sich ständig verschlimmernden Arthritis die technischen Erleichterungen, die eine feste Position mit sich gebracht hätte, sehr begrüßt haben würde. Aber im Vergleich mit dem, was ich auf Grund meiner mich verpflichtenden Vergangenheit zu tun zu haben glaube: nämlich meine Arbeit, so weit noch möglich, unter Dach und Fach zu bringen, konnten diese Lockungen schließlich nicht durchdringen. Es wäre einfach zu unbequem gewesen, mir selbst untreu zu werden.

Dazu kommt schließlich ein letztes Bedenken, das ich wieder dem berühmten Briefe Spinozas entnehme. Wenn ich mich recht entsinne, heißt es bei ihm, dass es ihm unbekannt sei, wo die Grenzen der Freiheit des Philosophierens, die ihm verbürgt seien, verliefen; und dass er es nicht abschätzen könnte, durch welche Gedanken er diese Grenzen überschreiten würde, ohne die öffentlich als selbstverständlich anerkannten Glaubensvoraussetzungen zu verletzen. – Nun halte ich Philosophieren seit der platonischen Kampfstellung gegen die *doxa* für die häretische Aktivität schlechthin. Wer sich wie ich von morgens bis abends, auch dann, wenn er nicht im strengsten Sinne «arbeitet», in dieser Aktivität aufhält, wer die häretische Tätigkeit zu seinem Alltag gemacht hat, der verliert das Augenmaß für diese Grenzen; oder es kann sogar geschehen, dass er die Grenzen willentlich überschreitet, weil er sie als Zeichen von Begrenztheit im Sinne von Beschränktheit auffasst. Im Rahmen einer Institution ist derartiges nicht möglich; man kann sich nicht für Wider-

spruch bezahlen lassen; und Sie werden gewiss zugeben, dass es in der Geschichte der Philosophie Figuren gegeben hat, die innerhalb des Rahmens einer Institution undenkbar gewesen wären. Mit diesen großen Figuren will ich mich natürlich nicht vergleichen; aber es gibt eben Fälle bei denen en miniature die Probleme der Großen auch akut sind.

Sie haben mich, hochverehrter Herr Dekan, darum gebeten, Ihnen Daten über mich und meine Schriften zukommenzulassen. Als ich diese Ihre Bitte durchüberlegte, hatte ich das Gefühl, dass ich Sie irreführt hätte, wenn ich Ihnen die Unterlagen zugesandt hätte, ohne meine Bedenken zu äußern. Darum habe ich meine Entscheidung, deren ich noch nicht hundertprozentig sicher gewesen war, beschleunigt. Denn durch meine Entscheidung sind Sie ja gezwungen, sich nach einem anderen Kandidaten umzusehen, also neue Schritte zu unternehmen; und in dieser dringlichen Aufgabe möchte und darf ich Sie nicht behindern.

Ich bitte Sie darum, mir zu glauben, dass ich Ihnen für das Vertrauen und für die ehrenvolle Position, für die Sie mich in Betracht gezogen hatten, von Herzen dankbar bin. Die liberale Atmosphäre der Universität, ihre Gastfreundschaft, die Lebendigkeit der Lehrer und Studenten – das alles habe ich während meines Berliner Aufenthaltes voll Dankbarkeit genossen. Und es würde mich sehr glücklich machen, dann und wann, wenn ich glaube, Dinge mitzuteilen zu haben, die ich für wahr und wichtig halte, vor der Universität sprechen zu dürfen.

Mit dem Ausdruck der vorzüglichsten Hochachtung
Ihr ergebener

